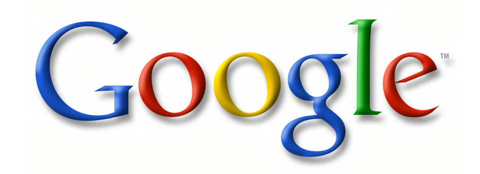
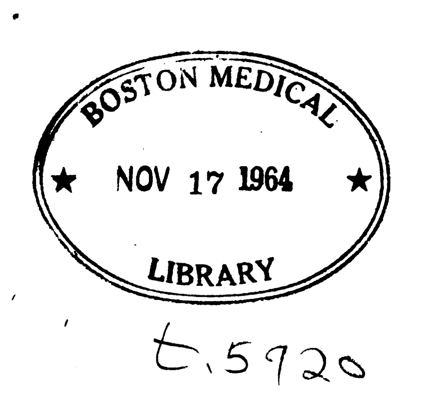
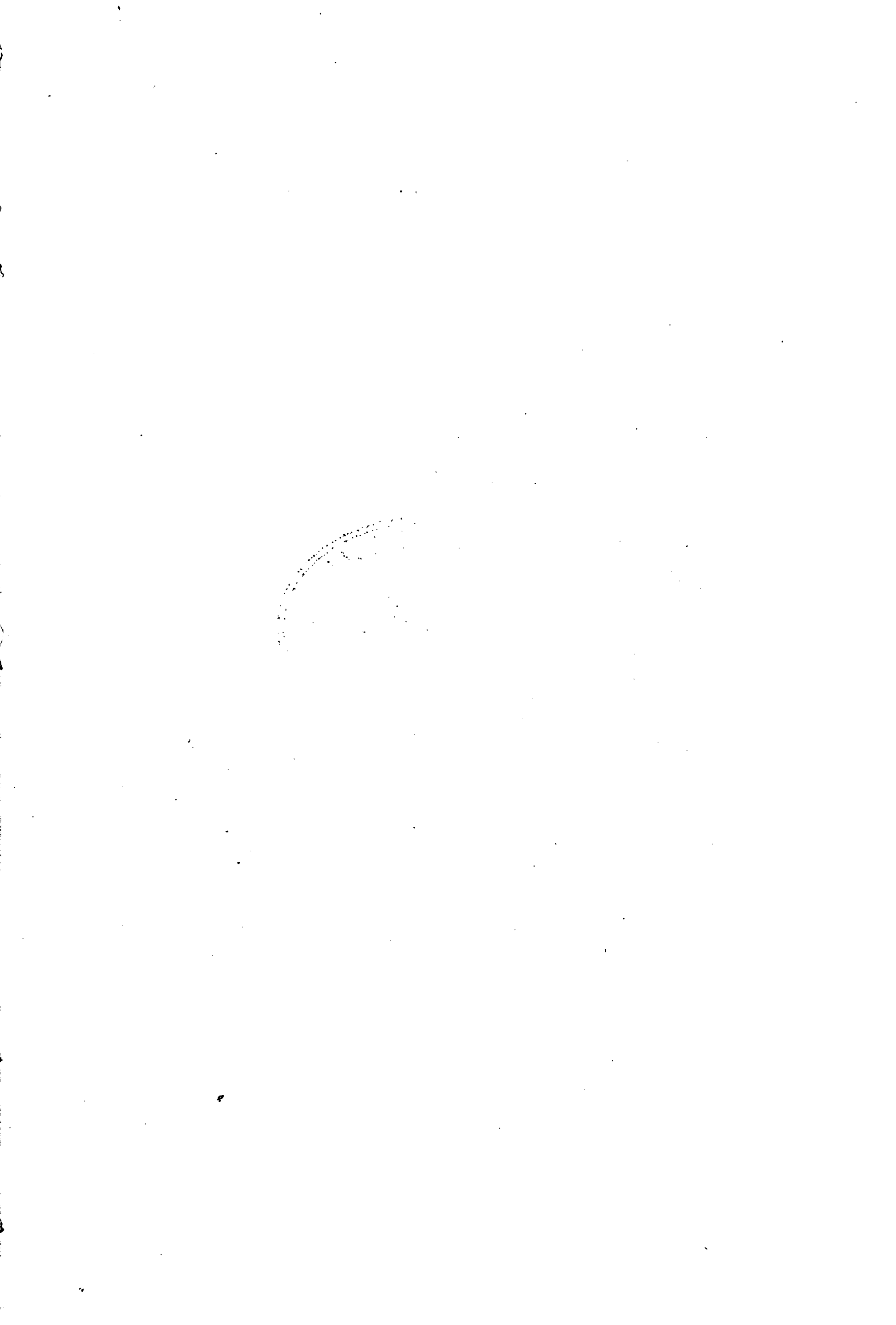



COUNTWAY LIBRARY
HC 2PGA $


BOSTON MEDICAL
NOV 17 1964
LIBRARY



SPIEGELBILDER

AUS DEM

AERZTLICHEN LEBEN

VON

DR. EDUARD SEGEL.



WIEN 1878.
BUCHHANDLUNG MORITZ PERLES,
STADT, BAUERNMARKT 11.

VORREDE.

Gestützt auf einen herkömmlichen Missbrauch, beabsichtigte ich ein »Vorwort« zu schreiben, in welchem ich erzählen wollte, dass ich vor Jahren Skizzen aus dem ärztlichen Leben in den gelesensten Journalen und Wochenblättern veröffentlicht, dass sie Anklang gefunden, und dass ich in der mir gewordenen Anerkennung mit einen Anlass sah, das vorliegende Büchlein dem Drucke zu übergeben. Als ich aber daran dachte, dass man Vorreden ebenso wie Schwiegermütter nur durch die Nothlage gezwungen in den Kauf zu nehmen pflegt, ohne sie dann eines Blickes zu würdigen — beschloss ich lieber zu schweigen.

In genauer Ausführung dieses Beschlusses, unterlasse ich es auch mitzutheilen, dass ich nur wenige der älteren Artikel in umgearbeiteter Form benützt, und dass ich das Meiste neu geschaffen habe. —

Ich denke nämlich an jenen famosen Kaffee, der zwar einen grossen Nachtheil, dafür aber auch einen

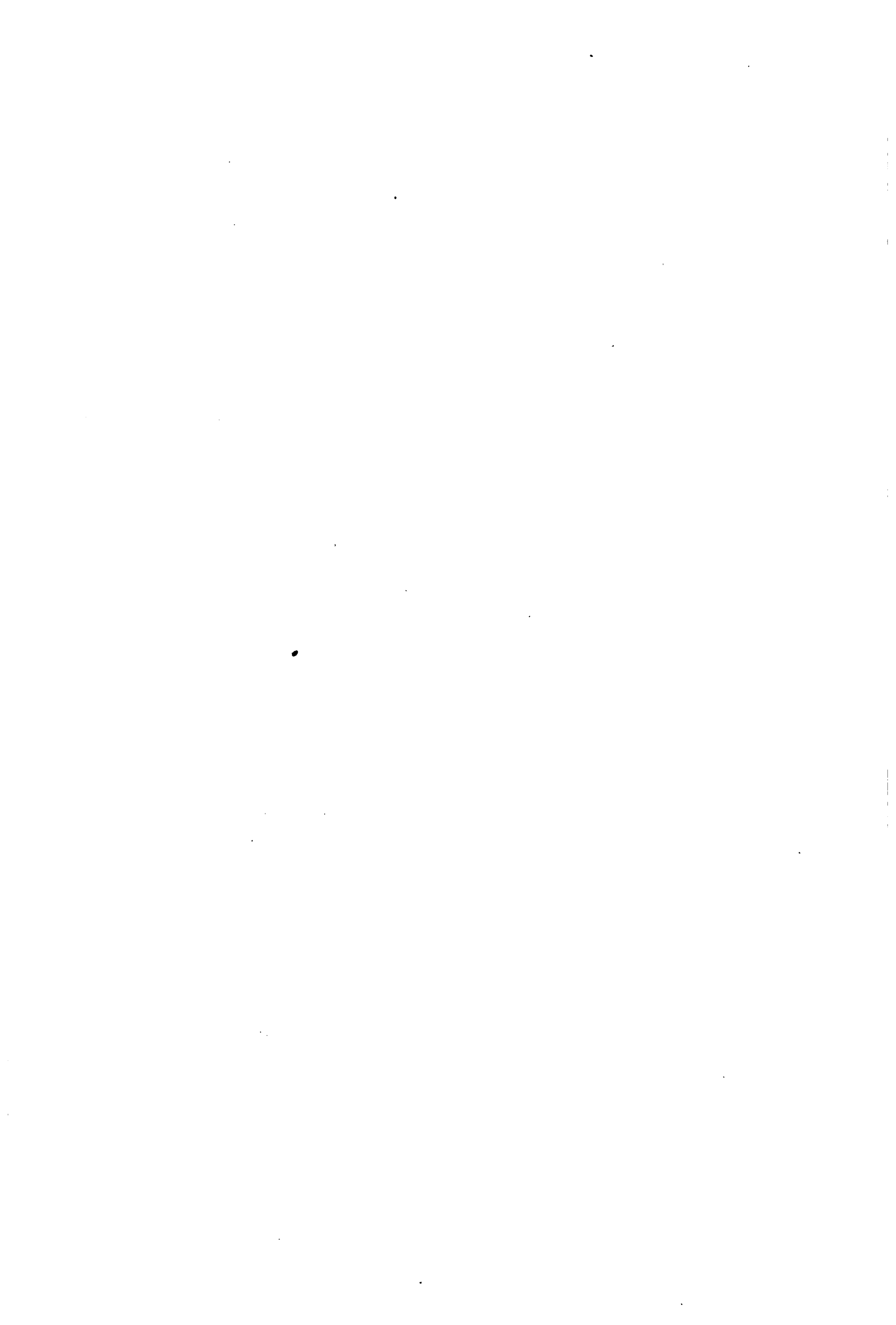
Vortheil hatte. Der Nachtheil bestand in der schlechten Sorte der Kaffeebohnen, und der Vortheil im Fehlen der Cichorie bei dessen Bereitung. Hat nun mein Buch schon den Nachtheil, dass es überhaupt veröffentlicht wurde, so soll es wenigstens den Vortheil besitzen, keine Vorrede zu haben — und so schrieb ich auch keine. —

Wird man mich dafür mit der Nachrede vorschonen?

Rzeszów *(Galizien) im April 1878.*

Der Verfasser.

INHALTS-VERZEICHNISS.



DER ANFÄNGER.

Die Normalklassen und Kinderkrankheiten, die Flegeljahre und das Gymnasium sind glücklich absolvirt, und nun kommt das Brodstudium an die Reihe. Begleitet von Ermahnungen und weisen Lehren des Vaters, von Segenswünschen, Thränen und angebranntem Pfefferkuchen der Mutter, bezieht der Jüngling die Universität. Durch volle fünf Jahre besucht er da medicinische Collegien und Kaffeehäuser, macht einige Colloquien und manche Schulden, und wird schliesslich Doctorand, d. h. der glückliche Besitzer eines Titels, welcher ihn berechtigt, die Nächte am Studirtische zu durchwachen, Definitionen zu memoriren, an Kopfweh und Herzklopfen zu leiden und endlich die Neugierde fragender Professoren zu befriedigen. Mit dem Doctorhute, welcher ihm hierauf als Lohn für so viel Fleiss und Mühe in die Stirne gedrückt wird, ist jedoch noch lange nicht das angestrebte Ziel erreicht. Die Sorgen nehmen erst jetzt den Charakter der Schildwachen an — — eine löst die andere ab!

Obenan steht natürlich das Forschen nach einem Plätzchen, wo das Bischen erworbene Wissen zum bestmöglichen Preise ausgeschrottet werden soll, wir sagen das Bischen; denn das was wir wissen, ist am Ende doch nur der kleinste Theil von dem, was wir nicht wissen! — Und ist endlich der Ort gefunden, dann verwandelt sich der mit Privilegien und Pflichten reichlich verbrämte Doctor in einen — „Anfänger" der ärztlichen Praxis. —

Dunkle Gerüchte, als Schatten der kommenden Ereignisse durchziehen, noch lange bevor der neukreirte Heilkünstler aus dem

Olymp der Hochschule in den Wirkungskreis der Landpraxis herabsteigt, die verschiedenen Gesellschaftskreise des auserwählten Ortes. Psychologen und Menschenfreunde aber können die köstliche Entdeckung machen, dass zwischen den altgesessenen Aerzten eine noch nie dagewesene, freundschaftliche Annäherung im erspriesslichen Keimen begriffen ist. Die Gründe dieses naturhistorischen Wunders sind ebenso wie die Thatsache selbst kein dankbares Object einer eingehenden Kritik, darum eilen wir hinweg, und wollen uns den „Anfänger" besehen, dessen Erscheinen auf dem Schauplatze seiner Berufsthätigkeit bereits reelle Wirklichkeit geworden.

Der „Anfänger" als Träger neuer Ideen trägt sein Leben gerne neue freie Gedanken und neue moderne Kleider. Die Schleife an der Halsbinde ist ein vollendetes Meisterwerk der Plastik, der Hemdkragen ein Muster der Tadellosigkeit und das Kolorit der Handschuhe ein nicht zu lösendes Problem selbst für Farbenkenner. Der Glanz des Hutes und der Fussbekleidung gleicht dem strahlenden Schimmer der Hoffnungen, welche der glückliche Eigenthümer für die Zukunft hegt, und der Bart — — ja diesem fehlt es vorerst an einer leitenden Idee in der Gestaltung, und es beginnt erst dann System in die Sache zu kommen, sobald dessen Inhaber einige Kenntnisse vom Geschmacke der Ortsschönen erlangt hat. —

Als Mann des Fortschrittes hasst der Tiro in der Praxis den Stillstand. Er macht daher öfters Körperbewegung im Freien, wobei er mit Vorliebe Durchhäuser und belebte Strassen aufsucht, im Grüssen keinen Sinn für das Sparsystem bekundet, und sich jedem älteren Collegen gegenüber, der ihn zufällig anspricht, für einen — — Bileam hält. Die Gangart, deren er sich befleisst, pflegt von Hippologen mit dem Namen Trab belegt zu werden.

Körperbewegung im Freien ist bekanntlich nicht allein vom Standpunkte der Hygiene zu vertheidigen, sie ist dem „Anfänger" auch aus Nützlichkeitsgründen geboten, besonders seitdem es die Preussen bewiesen haben, dass man mit einer ausgiebigen Kenntniss von Land und Leuten sehr weit kommt.

Schon auf diesen einsamen von keiner wie immer gearteten Berufsarbeit belästigten „Geschäftsgängen", begleiten ihn Stethoscop

und Thermometer, Plessimeter und Lakmuspapier, Taschenetui und Percussionshammer, und nebenbei besitzt er die ausnehmende Geschicklichkeit, ein oder das andere Stück aus dieser medicinisch-chirurgischen Armatur fallen zu lassen. Leute angeblasst von schnöder Spottsucht, sehen sich daher veranlasst, dem „Anfänger" die Absicht zu unterschieben, als wollte er mit der „Trompete" und dem Tellerchen, mit dem bunten Papier und den andern Nippsachen für die Kinder der anzuhoffenden Klientel einen Christbaum aufputzen. Solche Deutung erfahren Embleme der Wissenschaft, wenn sie auf unwissenschaftlichem Boden angewandt werden.

Innerhalb der heimathlichen vier Pfähle denkt der „Anfänger" viel und ernst über solche Fälle nach, die er haben möchte, um mit Sicherheit seine Geschicklichkeit an den Tag legen zu können. Sieht er, an's Fenster gelehnt, einen Weltbürger zur ewigen Ruhe geleiten, so macht er im Stillen den „alten" Collegen bittere Vorwürfe, weil sie ihn mit „muthmasslicher Gewissheit" nach der vermoderten Methode vergangener Zeiten und nicht nach dem modernen System der Neuzeit behandelt hätten. War es ein Cholerakranker, so fütterten sie ihn sicherlich mit Mentha und Opium, weil sie eben nicht wussten, dass das Choleragift aus einer Alge besteht, die da bekannt ist als: Cholerophytum, alga bullosa, gelatinoso-coriacea, libera, solitaria, uniloculаris, generatione prolifera vel sporifera. Wären sie dieser botanischen Diagnose kundig gewesen, welche jedenfalls länger als die Alge selbst ist, dann wäre der Kranke gewiss — auch gestorben, aber wenigstens wissenschaftlich gerechtfertigt. — War aber der Gottselige ein Typhuskranker; stopfte man ihn gewiss mit Valeriana und Decoctum Chinae, statt ihm Acidum phosphoricum oder Mixtura gummosa mit Syrup. capill. veneris zu geben. Diess hätte vielleicht genützt, vielleicht auch nicht, aber jedenfalls wären das „neue" schulgerechte Mittel gewesen. . . . . . Schritte auf den Stiegen unterbrechen hier den Gedankengang des „Anfängers." Man muss nämlich wissen, dass er sich bereits ein sehr feines Gehör angeschafft hat, um ja die Hilfesuchenden nicht zu überhören, nicht zu „übersehen." Unterdessen sind die Schritte verhallt, der Besuch galt dem Nachbar Schneider. —

Dem Lesen medicinischer Werke und Zeitschriften widmet der „Anfänger" einen guten Theil seiner Lebenszeit. Er liest viel über Heufieber und Strohfarben, er grübelt über die Wirksamkeit des Asparagin und Condurango nach, und cultivirt mit besonderem Nachdruck und Ernst die Lectüre jener Geistesproducte, welche zur Species der Recepttaschenbücher gehören. Manchem gewähren eben Bücher Vergnügen, wenn er sie liest, einem Anderen aber, wenn er sie nicht liest. — Sonst producirt er Receptformate und nimmt Exercitien vor im Schaffen einer möglichst geistreichen, weil unleserlichen Namensfertigung, wobei er redlich bemüht ist, dem obligaten Doctor vor derselben eine noch nie geahnte Figuration zu verleihen. —

Im Umgange mit dem Publikum ist der Held unserer Zeichnung äusserst zuvorkommend, ja sammtartig. Die Sprache ist einnehmend, ruhig, von niedriger Tonart, die Geduld ist von jener Sorte wie man sie etwa zum Durchführen eines Civilprocesses benöthigt, und die Redeweise verräth sogar einen grossen Hang zur Höflichkeit. Im Vertheilen von Trinkgeldern an Lakaien und an Solche, die es werden wollen, lässt sich eine Abundanz von Freigebigkeit nicht verkennen.

Bei all' diesen Vorzügen pflegt aber das Publikum dennoch nicht ohne Misstrauen auf den „Anfänger" herabzusehen. Die Jugend beim Arzte ist ihm eben ein Verbrechen, dagegen das Alter ein Verdienst. Gewisse Manieren sogar mit dem Charakter der Unausstehlichkeit haften allerdings manchem Anfänger eines jeden andern Berufes auch an, sehen wir aber von diesen ab, welche sich gleich den Unebenheiten im neuen Uhrwerke in der Folge abschleifen, so muss man zugeben, dass der Arzt selbst erst der Schule entsprungen, doch bereits nicht zu unterschätzende Kenntnisse besitzt, die am wenigsten von den Adepten der heiligen Einfalt beargwöhnt oder gar wegdisputirt werden sollten. Das Fatum der Aerzte bleibt jedoch unergründbar und nicht selten wird dem Heilkundigen erst dann eine sichere Brodkrumme zutheil, wann er nicht mehr die Eignung besitzt, selbe kauen zu können. Ausnahmen sind eben noch lange keine Regel!

Nach dem Gesagten rekrutirt sich somit die Clientel des „Anfängers" vorerst aus dem Genuss der unheilbaren Kranken, die überdiess mit dem chronischen Uebel der Armuth behaftet sind. Trotzdem entfaltet der junge Arzt mit löblichem Eifer eine rastlose Thätigkeit im Laufen, Rathen und Handeln. Er besucht den Kranken gerufen und ungerufen. Er guckt ihm mit Hilfe eines Arsenals von Spiegeln oben und unten, vorne und hinten die Geheimnisse der Eingeweide ab, prickelt dessen Nerven mittelst Electrisirmaschinen, legt ihm die Magenpumpe an und holt sich zum Lohne für so viel Mühe und Plage ein Fläschchen voll — nativen Harnes, um ihn einer gewissenhaften Analyse zu unterziehen. Die Chemie hat allerdings gewaltige Fortschritte gemacht, den höchsten Gipfel der Vollkommenheit jedoch hat sie noch lange nicht erreicht. Sie scheidet wohl prompt Urate und Phosphate, Albumin und Uroxanthin aus; allein sie ist noch lange nicht im Stande, dasjenige Produkt zur Darstellung zu bringen, womit der Patient gemeinhin die selbstlose Geschäftigkeit des Doctors belohnt und das in der vulgären Ausdrucksweise — Undank heisst.

Beginnt die Praxis in Aufschwung zu kommen, wird der „Anfänger" von den zarten Damenhänden der Clientel mit gestickten Hosenträgern, Zahnstochern und Pantoffeln decorirt. Dann und wann verehrt man auch dem Herrn Doctor ein aus dem Familienarchiv hervorgeholtes Münzstück, das höchstens für Archäologen, Numismatiker und ihnen verwandte Gelehrte einen Werth haben mag. Die Kläglichkeit im Honorar ist natürlicher Weise die Urheberin eines bedenklichen Deficits im Budget, und ein solches drückt den „Anfänger" um so peinlicher, als selten ein Arzt statt der Nabelschnur gleich lieber eine halbe Million mit zur Welt bringt, wie er es eigentlich nach der Wohlmeinung eines berühmten Wiener Chirurgen zu thun verpflichtet wäre. Doch die Hoffnung, die holde Tochter des Glaubens und der Leichtgläubigkeit, ersetzt vorderhand dem Tiro in der Medicin den factischen Besitz. Er begnügt sich mit einem reichlichen Einkommen „im Principe". Die Zeiten haben ja übrigens für die geduldig harrende Menschheit die historisch erhärtete Gewohnheit Aenderungen einzugehen, und der locale Vorrath an

Aerzten kann in Folge unwiderruflicher Naturgesetze herabgemindert werden, worauf für den „Anfänger“ die praxis aurea heranbrechen muss. . . . . Eitler Wahn! Die sehr ehrenwerthen Herren Aerzte gleichen da den Getreidesamen. Legt man ein altes Samenkorn in die Erde, wachsen an dessen Stelle gleich zehn junge heran.

Abgesehen von den eben angedeuteten wenig humanen Hoffnungen, können auch die sonstigen Beziehungen des „Anfängers“ zu den ältern Collegen des Ortes nicht gerade als freundnachbarlich bezeichnet werden. Der „Anfänger“ kann sich beim Anblicke des eingenisteten Praktikers eines gelinden Gefühles von Missgunst nicht erwehren, und huldigt um so fröhlicher einem hohen Grade von Selbstüberhebung, als er annehmen zu können meint, dass das Wissen des Grauschädels bereits verwittert und anachronistisch geworden. Letzterer wieder begegnet jenem mit einem Gemisch aus Furcht, geringer Achtung und Hohn. Sehen wir uns aber nach dem Samen der gegenseitigen Missachtung um, so heisst er Brodneid. Die Wahrheit lässt sich einmal nicht übertünchen und schmeckt sie bitter, so trachte man, dass sie zur Unwahrheit werde. Wir müssen aber hervorheben, dass ein hochzuverehrendes Publikum nicht ohne Einfluss auf die Misshelligkeiten zwischen den Aerzten bleibt. Ohne just mit den Classikern des Alterthums eine intime Bekanntschaft zu pflegen, kennt es doch die Wahrheit der Worte: duobus litigantibus, tertius gaudet, und um den Fruchtgenuss dieses schönen Satzes zu erhaschen, befasst es sich in den vielen Mussestunden mit Zwietrachtsanbau unter den Aerzten, so dass diese ewig um die Nuss streitend, schliesslich bei der Schale bleiben, während der Kern eben dem Publikum in den Schooss fällt.

Will ein durch traurige Erfahrungen nur zu zeitlich grau gewordener College dem „Anfänger“ einige Begriffe über diese Materie in illustrirter Ausgabe beibringen, so stösst er auf eine Miene, welche Altklugheit ausdrücken soll, die sich nicht so leicht foppen lässt, und wagt der alte Practicus gar den Ausspruch; dass man hie und da sogar Vorurtheile und Verhältnisse berücksichtigen solle, und dass man nicht überall gleich mit Blasenspiegeln, Magenpumpen und Drainage zu Felde ziehen könne, zumal als nicht Alles, was

neu, eben deshalb auch schon praktisch werthvoll sein müsse; so lacht der „Anfänger“ über sothane verrückte Ansichten des „Alten“. . . . . . . Halte mit dem Lachen ein, mein theurer „Anfänger“! Nur zu bald wirst du dein Los beweinen. Nicht lange und du wirst bittere Vorwürfe an die Adresse jener Götter expediren, welche es gefügt haben, dass du Arzt geworden!

Es ist schon im Allgemeinen sehr bitter, sich mit der bösen ringenden Welt in einen Kampf um's Dasein einlassen zu müssen, thust du es aber, mein Lieber, als Arzt, so lasse für dein Heil eine doppelte Trauermesse lesen.

Die Blüthe deiner Jahre welkt dahin auf harten Schulbänken, in dunstigen Krankensälen, in giftschwangern Leichenkammern. Und beginnst du schliesslich den Kampf um's tägliche Brod in der Arena der ärztlichen Praxis, so stattet man dich mit der in zierlichen Paragraphen genau definirten „Berufspflicht“ aus, der zufolge du die beseligende Aufgabe hast. der leidenden Menschheit bei Nacht und Nebel beispringen zu müssen. Dagegen gibt man dir das unbestreitbare Recht, deine Honoraransprüche durch ein Dutzend Jahre im Processwege geltend machen zu dürfen, um nach absolvirten Einreden, Dupliken und Tripliken zu erfahren, dass derjenige, der dich gerufen, eigentlich nur im Auftrage des Kranken gehandelt, und folglich zur Zahlung nicht angehalten werden könne.

Freilich — freilich hast du o doctissime vir! neben der „Berufspflicht“, auch Berufs-Privilegien, die du auf Pergament verbrieft und besiegelt mit dir herumträgst. Nach dem Gesetze ist nur der geprüfte Arzt berechtigt, die Heilkunde auszuüben; allein in Ehren ergraute Sperlinge wissen von Hirten und Waldhegern, von fuselduftenden Damen und industriellen Herren zu erzählen, welche ungebeten und unberechtigt Heilkünste produciren. All' dein Jammern, dass dir diese Subjecte einem bösartigen Neugebilde gleich die besten Säfte entziehen, so dass du darbend hinsiechst, ruft höchstens Hohngelächter als schauriges Echo hervor. Die „Volksmedicin“, heisst es, sei kein leerer Wahn. Die im Geiste beschränkten Hirten kennen Kräutlein, von denen es den Gelehrten nicht träumt, und so manche Dame, welche mehr Jahre als Zähne

zählt, ist besser als jeder Doctor mit den Wunderkräften ekliger Gebräue vertraut. Wenn die Aerzte feindselig gegen diese „Wohlthäter der Menschheit“ auftreten, so ist der Grund höchstens Unwissenheit und eitel Brodneid — sagt die Welt. Dir aber, hochgelehrten Doctor, überlässt dieselbe Welt das Vergnügen, im Dienste der Humanität keinen Feiertag, keine Nachtruhe zu kennen. Während Andere mit Musse culinarischen Genüssen obliegen, und den Vergnügungen eines behaglichen Familienlebens nachgehen, bietet sie dir den Anblick von Gesichtern, die verzerrt im Todeskampfe daliegen und geizt überhaupt mit keiner Gelegenheit, dich zum Zeugen von Thränen zu machen, welche gebeugte Gatten, verzweifelnde Kinder vergiessen.

Doch gemach! — Nicht die Laienwelt allein bekundet das edle Streben, deinen Lebenskelch mit Enzian und Wermuth zu umkränzen. Fachgenossen, grossgesäugt an den Brüsten der Alma mater, bekämpfen dich nicht selten mit Waffen, welche so viele der verletzenden Eigenschaften besitzen, dass sie geradezu von der internationalen Anstandslehre verpönt werden. Eine heilbringende Abwehr ist nicht immer möglich, umsoweniger als nicht Jedermann über die feinen Manieren eines Baschi-Bozuk's verfügt. Es geschieht daher, dass du in der Defensive den Kürzeren ziehst, in der Offensive aber mit herben Verlusten zurückgeschlagen wirst. Der Sieg, mein junger Freund, ist eben nur selten ein treuer Begleiter des Rechtes! . . .

Du nennst mich einen Pessimisten? . . . . Der Vorhang rollt in die Höhe, und vor dir steht ein Spiegel, welcher treu das Wogen und Treiben in der Arena der ärztlichen Praxis reflectirt. Sieh dir nun mit eigenen Augen die Dinge an, welche zum Vorschein kommen, erwäge ob die modernen Mondkälber des Aberglaubens jenen aus der Rococo-Zeit ähneln oder nicht, betrachte dir genau die einzelnen Typen aus dem stehenden Heere der privilegirten und nicht privilegirten Heilkünstler, schliesslich widme deine Aufmerksamkeit den Scenen und Bildern aus dem Leben der Aerzte, und dann — — dann sei Optimist oder Pessimist, lache oder weine, je nach dem Anlasse, der sich dir darbietet.

ROCOCO UND MODERN.

1.

Es fällt allerdings schwer, genau den Zeitpunkt anzugeben, wann eigentlich die Mode des Krankseins unter den Menschen entstanden, soviel darf jedoch behauptet werden, dass die Krankheiten im Allgemeinen zu den ältesten Erfindungen zählen. Unsere Urahnen verfügten sicherlich über denselben Schatz von Maladien wie wir, nur mochten ihre Vorstellungen über Entstehen und Wesen der körperlichen Gebrechen von den Satzungen des schulgerechten Rationalismus in breitspuriger Weise abgewichen haben. Und war dieses der Fall, dürfen wir dennoch nicht den geehrten Altvordern eine feindselige Absicht imputiren, welche zum mindesten die Strafe des Spottes verdienen würde. Ihr Handeln entsprach ganz dem damaligen Wissen und Können.

Das wunderbare Walten der Naturkräfte versetzte die verhältnissmässig jungen Ebenbilder Gottes der Vorzeit in Staunen, und je weniger sie im Stande waren, auf den letzten Grund der Erscheinungen zu kommen, desto productiver war die Phantasie im Schaffen von idealen Gestalten, welche, ausgestattet mit den wunderbarsten Kräften, das Wunderlichste zu leisten die Aufgabe hatten.

Im Laufe der Zeiten fand zwar so manche Naturerscheinung eine natürliche Erklärung, auch die Legionen Heidengötter wurden sammt Frauen und Kindern aus den himmlischen Appartements delogirt und angewiesen, anstatt Ambrosia und Nektar das bittre Brod der Verbannung zu geniessen; allein aus den Köpfen des Volkes konnte der Dämonentross nicht ganz gebannt werden.

Die Allmacht des nunmehr einzigen Gottes ward allerdings feierlichst proklamirt und anerkannt; dessenungeachtet aber stellte man ihm ganze Legionen Hilfstruppen zur Verfügung. Es war diess die Geisterwelt, welche gehörig in Cohorten getheilt, die Wunder der Schöpfung vollbringen halfen, während der Höllenfürst mit seinen Schaaren böswilligen Gesindels einen unaufhörlichen Vernichtungskampf gegen alles Gute führte.

Diese romantische Weltanschauung, mit anderen Worten, diese romantische Naturlehre in ihren weitesten Umrissen war bald Gemeingut der Menschheit im Flügelkleide der Jugend. Sie sagte ihrer Denkweise zu und war um so leichter zu erlernen, als man da eigentlich blutwenig zu lernen hatte. Nur manche erleuchtete Männer verliessen den üblichen Seichtgang und stiegen hinab in die Untiefen „dieser Lehre“, um aus denselben — Schlamm zu Tage zu fördern. So wurden sie Gelehrte des Unsinns, wie es jetzt unsinnige Gelehrte gibt. Nur waren jene mitunter viel bescheidener als diese; indem sie aus den Modulationen des Hühnergesanges oder aus dem Geklapper des Storches das Kommende herauslasen und so den Thieren mehr Einsicht als sich selbst zumutheten.

Es ist wohl überflüssig zu erwähnen, dass diese mystische Anschauung des Makrokosmos auf den Mikrokosmos Mensch übertragen wurde. Er repräsentirte gleichsam ein von der Vorsehung hingestelltes Gehäuse, in welchem böse und gute Geister allerhand Allotria trieben. Zeitweilig mochte es unter ihnen zu Raufhändeln gekommen sein, und siegten die Getreuen Belials, so stürzte das Gebäude, in welchem die Fehde statthatte, zerschmettert zusammen, wenn nicht, so suchten sie ihr Heil in der Flucht, während die guten Geister triumphirend das Schlachtfeld behaupteten.

Die vielfältigen anderen Ansichten über das Wesen des Krankseins, die im Schoosse der guten Vorzeit entstanden sind, neigten sich ebenfalls mehr dem Geisterhaften als — Geistreichen zu.

Es ist nun einleuchtend, dass die Therapie bei einem solchen Stande der Theorie keine rechtsgiltigen Ansprüche auf Bewunderung erheben durfte. Man braute eben nach individueller oder landläufiger Ansicht Elixire, verfasste Sprüchlein und Zauberformeln, guckte

fleissig in die Sterne und entwarf Zeichnungen auf Metallplatten, bei deren Anblick die Krankheiten einen schmählichen Rückzug antreten sollten.

So entstand ein Arzneischatz, den in der Folge dunkelsehende Klosterbrüder, hellsehende Jungfrauen, fromme Hirten und mit der Bornirtheit Krone begnadete Matronen vermehrten und verbesserten.

Meine bescheidene Handbibliothek kann leider nur zwei Werke aufweisen, die schon vermöge ihres schweinsledernen Einbandes, ihres labenden Schimmelduftes und ihres besondern Reichthums an Milbengängen, ein beneidenswerth hohes Alter verrathen. In denselben sind gar zierlich zu lesen: „Die auserlesenen Geheimnuss und Wunderwerk der Natur", damit sie „nit allein Gelährten, sondern auch gemainen Häusvättern und ungelährten nutzlich und liblich seien."

Beim Lesen dieser „Geheimnuss", kann man sich oft genug des Gedankens nicht erwehren, dass man eine Art Ritter- und Spukgeschichten aus der Naturlehre überhaupt und der Medicin insbesondere vor sich habe. Sie sind bisweilen für ein normalmässig functionirendes Gehirn so obstrus und phantastisch, dass man versucht wird, die Vaterschaft derselben den productiven Erzeugern der Rittergeschichten Spiess und Della Rosa zuzuschreiben.

Ferne sei es von uns, durch Mittheilung des Schauderhaften Interesse erregen zu wollen. Wir lassen daher das Studium der „wunderbaren Natur des Volkes, dass keine meuler und ein gantz rauchen leib hat", übergehen ferner das Unheil, welches der „Basiliskus" seiner Zeit angerichtet und schliesslich auch die Historie vom Scorpion, der im Gehirne eines armen Italieners „gewachsen ist", dieweil dieser fleissig zum Basilienkraute gerochen. Dagegen dürften einige therapeutische Winke, wie unser Gewährsmann sagt: „liblich" sein.

Das Chinin ist bitter und theuer, der Arsenik spottbillig zwar, aber gefährlich. Unser Wunderwerk weiss aus dem Dilemma zu helfen; indem es besagt: „Das viertägig Fieber kannstu vertreiben, wenn du etwas bei dir trägst von einem bein des menschenarms und die äussersten Spitzen von einem Gensefligel."

Gegen Epilepsie finden wir ein ebenso einfaches als einfältiges Mittel verzeichnet. Am Abende Johannis schmiede man drei Nägel und schlage sie dort ein, wo der „Hinfallende gefallen ist, und wann es geschiehet solle des Kranken Namen genennt werden.“

Im Kampfe mit den Kobolden, welche nächtlicherweise in den Zähnen der Menschen herumkrabbeln und hämmernd, bohrend und stechend den Schlaf vertreiben, sind wir leider die Schwächeren. Und doch liegt das Gute so nahe; denn die „äsche von Regenwürmern oder eines Hirzenzans äsche in die gelöcherten zän eingestopfft, reisset dieselben sampt der wurtzen heraus ohn eisen und zangen.“ Wir sind demnach in die angenehme Lage versetzt, Zähne „mittelst Correspondenz“ zu reissen.

Den Schluss dieser kleinen Auswahl mögen zwei Recepte bilden, welche mehr in's Bereich der Kosmetik hinüberstreifen.

Die Excremente von Mäusen mit der Asche von Stubenfliegen und Haselnüssen „sampt rosen äl und wenig essig vermischt an die glatzichten örter gesalbet, macht Haar wachsen.“ Während mit dieser Kraft-Haarwuchs-Pomade für Männer gesorgt ist, deren Schädeldecken mit den eminenten Eigenschaften eines Ball-Handschuh's behaftet sind, und auch strebsamen Jünglingen geholfen werden kann, deren Bart mit lobenswerther Ausdauer im Zustande embryonaler Entwicklung verweilt; wusste man mit einem anderen Kosmeticum dem dringenden Bedürfnisse jener Schönen Rechnung zu tragen, auf deren Oberlippe sich eine gedeihliche Schnurrbart-Vegetation zu etabliren pflegt. Die Ingredienzien hiezu sind nicht kostspielig und auch bald zu haben. Ein „dörres Stuck“ Speiseüberreste, welches von einem Katzenorganismus als weiter nicht verwendbar ausgestossen wurde, hatte nur mit „scharfem“ Essig „also vermengt zu werden, dass ein dicker Klotz daraus wurd. Mit diesem das Haricht ort offtmals des tags geriben und gesalbt, wird in kurtzer zeit glatzich und haarlos.“

Bei diesen Zeilen zeigt wahrscheinlich das Gesicht so manchen Lesers ein Lächeln, welches jenen mitleidsvollen Hohn ausdrücken soll, mit dem man überhaupt Allem und Jedem begegnet, das mit den Merkmalen des Rococothums behaftet ist.

In der That fällt es auch schwer, keine Satyre zu — lachen, wenn man an all' das Barocke und Bizarre denkt, mit dem das Thun und Treiben unserer urgemüthlichen Altvorderen verziert zu sein pflegte, und nebenbei einen vergleichenden Blick auf die Gegenwart mit ihren Errungenschaften wirft. Viel, sehr viel des Ueberirdischen früherer Tage hat die Neuzeit unter die Erde gebracht, und beim Schwinden des mittelalterlichen Dunkels hat so manches preisgekrönte Faulholz an Leuchtkraft verloren.

Während früher sogar der hochgebildete Greis bis an die Ohren hinan in der obstrusesten Romantik sass, wird sie gegenwärtig nicht einmal in der Kinderstube mehr geduldet, und Männer im ehrwürdigen Alter von 8—10 Jahren verfügen bereits über einen Schatz von reellem Wissen. Im Donner hören sie nicht mehr das Brummen der zürnenden Gottheit, im Monde sehen sie nicht mehr eine goldene Schüssel. Die Räthsel der Natur gehen fortwährend einem gedeihlichen Aufklärungsprocesse entgegen und man ist bereits mit den Sitten und Gebräuchen der Staatsbürger des Saturnus ebenso bekannt, wie mit den Geheimnissen von Paris. — Der Weltgeist hat eben riesige Fortschritte gemacht, die Aufklärung nahm riesige Dimensionen an, und allerorten singt man sich heiser über den „gewaltigen Aufschwung", den die Volksbildung genommen.

Menschen, von denen zwölf Stück ein Dutzend bilden, und welche in ihrer Bonhomie mit den Erscheinungen an der Oberfläche vorlieb nehmen, ohne es der Mühe werth zu finden, manchmal auch etwas in die Tiefe zu gucken, finden diese Lobeshymnen eben so schön als rührend, und erlauben sich auch keinen Augenblick an die Wahrhaftigkeit sothanen Aufschwunges zu zweifeln. Nüchternere Beobachter hingegen sind nicht ganz geneigt, eine genügende Verallgemeinerung des Rationalismus und einer gesunden Weltanschauung zuzugeben.

2.

Möge immerhin die Fackel der Aufklärung so gewaltig lodern, dass man bei deren blendendem Schein schier die Holzfaserung der Leiter studiren könnte, welche der gottselige Jakob im Traume gesehen, möge ferner in Casino's und Ressourcen noch so viel über Büchners „Kraft und Stoff", wie über Darwins Abstammungstheorie deliberirt werden, und möge schliesslich die schönere Hälfte des Menschengeschlechtes debattirend über die Chemie der Nahrungsmittel an Speisekammer und Kindswäsche vergessen; so wird man doch, ist man kein Optimist um jeden Preis, verleitet mit Börne auszurufen: „Ihr wisst Alles und Euch umstehen Menschen, die Nichts wissen, Ihr seid so gelehrt und Euch umgibt ein geistarmes Volk." Ein Volk, würden wir hinzufügen, das der Mode zulieb zwar den Zopf abgeschnitten, ihn aber noch nicht zu Grabe getragen hat. Ein Volk, welches das Rococo verhöhnt und verpönt, um modern zu erscheinen, nicht aber um aus Ueberzeugung mit widersinnigen Traditionen zu Gunsten vernünftiger Ansichten zu brechen.

Geleitet von dem selbstlosen Streben, demokratische Gemüther vor unnützer Blutaufwallung zu bewahren, wollen wir gleich vorweg an Eidesstatt die feierlichste Erklärung abgeben, dass wir da unter „Volk" durchaus nicht ausschliesslich jene Schichten der menschlichen Gesellschaft meinen, welche sich gemeinhin durch eine rührende Vorliebe für starken Tabak und Sauerkraut auszeichnen, und einen unbesiegbaren Hang besitzen, sich in Hemdärmeln zu zeigen und Wallfahrten mitzumachen. Nein, durchaus nicht. Wir möchten vielmehr die Bedeutung des Wortes auf weitere Kreise ausgedehnt und das Gesagte auch auf solche Menschensorten bezogen wissen, die zwar mit Symptomen der „feinern Welt" behaftet, dennoch über keinen Mangel an volksthümlicher — Naivetät klagen können.

Auf der Promenade und im Schauspielhause, im Concertsaale und am Theetische begegnest du Menschen mit glatten Manieren und freundlichen Gesichtern. Die Toiletten sind von tadellos neuer Façon und die Begrüssungsformeln von unverfälscht altem Schnitt.

Anstatt laut zu sprechen, conversiren sie leise, und anstatt herzlich aufzulachen, kichern sie nur. Manche der Damen, die du da siehst, sind sonst erbötig, für Rendezvous ihre freundliche Mitwirkung zuzusagen, erröthen aber hold beim Anhören eines Wiegenliedes, und der Herr dort, zu dessen hervorragendster Eigenschaft eine reichlich mit Kupfer plattirte Nase gehört, findet nicht genug Worte, um das plebejische Laster der Trunksucht zu geisseln. Wagt es Jemand, im Kreise dieser Männlein und Weiblein irgend einer Volkssage einen tiefern Sinn zu vindiciren, tritt spöttisches Hüsteln epidemisch auf, und fällt es dir ein, über das Nachtwandeln zu sprechen, oder das Thema der Seelenwanderung zu berühren, wirst du abergläubisch gescholten. Dagegen ist es deine Pflicht, mit Kant und Voltaire, mit Hegel und Rousseau, mit Schelling und Konfucius wie mit faulen Aepfeln herumzuwerfen, willst du anders als Mann gelten, der mit dem Rococo gebrochen und ganz in der modernen Bildung aufgegangen.

Löst sich aber ein oder der andere dieser „gebildeten" Cirkel auf, und beziehen die Einzelindividuen ihr Lager am häuslichen Herde, dann nehmen sie gemeinhin Sitten und Gebräuche an, wie sie unter dem „Volke" gang und gäbe, und der Aberglaube, den man als plebejisch perhorrescirt hat, wird mit allen Ehren auf die Tagesordnung gesetzt. Nachts um die zwölfte Stunde können sie nur mit Grausen an einem Friedhofe vorübergehen, arge Angst vor Geistern veranlasst sie zu artistischen Leistungen auf dem Gebiete des Naturpfeifens, wenn sie durch's finstere Haus zur Wohnung stolpern, und trotz Voltaire sind sie nur unter dem Accompagnement eines ausgiebigen Zähneklapperns im Stande, dem Krächzen eines Nachtkäuzchens zu lauschen. Auf der Promenade und im Schauspielhause, im Concertsaale und am Theetische fand man es unbegreiflich, wie Einem „beim jetzigen Stande der Bildung" die Todten Furcht und Käuzchen Angst bereiten können.

Wundere dich nicht darüber, theurer Leser. Die Menschheit arbeitet eben stark in Schlagwörtern, die leider nur zu oft als leerer Schall verklingen. Die Welt im Allgemeinen begnügt sich in der Mehrzahl der Fälle mit der feinen eleganten Vignette, und nimmt

die Säure des Flascheninhaltes als puren Malvasier hin. Nur das Volk im Negligé ist ihr „Volk“. Sie verpönt nur das physisch Barfüssige, die geistige Barfüssigkeit aber lässt sie gerne unter dem Mantel der Nächstenliebe ruhen, falls nur dieser einen modern eleganten Schnitt hat.

Betrügen wir weder uns noch Andere durch eitle Vorspieglungen! In unserer mit der Civilisation prunkenden Zeit findet man ebenso im Palaste wie in der Hütte, im rauschenden Schleppkleide wie im kurzen Unterrocke der drallen Landmaid, unter sogenannten Schriftgelehrten wie hinter dem Pfluge Menschen, denen die Gesetze der eigenen Natur und deren Beziehungen zu den Gesetzen der Aussenwelt gerade so unbekannt sind, wie sie es unseren Vorfahren waren. Gleich Diesen fühlt auch heutzutage das „Volk“ im skizzirten weiteren Sinne die Wirkung dieser Gesetze, versteht sie aber nicht, gleich Diesen klammert es sich an abergläubische Vorstellungen, statt systematisch Aufklärung und Verständniss zu erstreben, gleich Diesen will es im Kranksein nicht die traurig harte Herrschaft von Gesetzen sehen, zu deren Entfernung das Bethätigen eines intelligenten Wollens erforderlich ist, sondern es kriecht lieber mit Büchner in der Tasche, mit Voltaire unter dem Arme und einem wirren Wust von „populären“ Vorträgen im Kopfe in's Gestrüpp einer schaurigen Romantik, um von dort einen mystischen Plunder zu Heilzwecken zu holen, der in Nichts dem „auserlesenen Geheimnuss und Wunderwerk“ der guten Vorzeit nachsteht.

Wir werden nicht ermangeln, das Gesagte mit Beweisen zu belegen, aber es dürfte uns kaum gelingen, ein Ganzes ohne Lücken zu liefern. Ja, das Beweismaterial wird gar viele Unterlassungssünden aufweisen; denn wären alle „sieben Himmel“ feinstes Postpapier, wären die Gewässer aller Meere Tinte und wären die Hölzer sämmtlicher Waldungen Stahlfedern, so würde selbst dieses gewaltige Material kaum hinreichen, um nur annähernd die jetzt landläufigen Ansichten über Krankheiten und Kranksein aufzählen, die verschiedenen vulgären Heilmittel verzeichnen und die volksthümlichen Curmethoden skizziren zu können. —

Um den kranken Leib zu retten, unternimmt man auch heute förmliche Jagd- und Raubzüge nach dem Burgfrieden der drei Naturreiche, und bereitet aus der Beute Arzneien, die zum mindesten wie ein vollständig entwickelter Unsinn aussehen. Da werden arme Regenwürmer geschunden, gestampft und mit Honig zu einem Brei gekocht, um das „Fallende“ zu bannen, unschuldige Schnecken führt man zur Schlachtbank, röstet sie dann und schmorrt sie im Thau, so sich an den Fensterscheiben ansammelt, um ein „sicheres“ Mittel gegen die Lungenschwindsucht zu erlangen, ferner bereitet man aus der Birke einen Saft, um mit demselben eine kabbalistische Figur in der Nabelgegend jener Kinder zu zeichnen, die an „Würmern“ leiden, und schliesslich schneidet man einer schwarzen Katze ein Stück ihres ureigenen Schweifes ab, um irgend einen Gevatter Schneider vom „bösen Blick“ zu befreien.

Und willst du einen Nabelbruch heilen, so nimm „ein Ei, giesse das Weisse desselben ab, lasse den Kranken in das Ei harnen, grabe es darauf unter eine Thürschwelle, über welche der Kranke häufig geht, ein; so wie das Ei vertrocknet, so vergeht auch der Bruch.“ Eben so leicht wie sicher, ist auch das Blut zu stillen, welches aus grösseren Wunden fliesst. „Nimm einen Kieselstein und sprich: Haut, Fleisch, Zaser und Bein, geschwill’ so wenig als der Stein“, und das Blut hört fortan zu fliessen auf, wahrscheinlich aus Angst noch weitere schlechte Reime hören zu müssen. Dagegen muss man der Gicht schon etwas ernster zu Leibe gehen, um sie zum Weichen zu bringen. „Man schröpfe den leidenden Theil des Gichtischen, sammle das Blut und gebe eben so viel Harn des Kranken dazu, giesse Beides in ein Loch, worin man einen Steckling von einem Weidenbaum gepflanzt und gut mit Erde gedeckt“ — und dann? Dann wächst das Bäumchen wahrscheinlich zu einem Baume heran, ob aber die Gicht schwindet, müssen wir vorderhand glauben.

Nicht ein Folioband, reichlich verziert mit fantastisch geformten Milbengängen und anderen Attributen eines hohen Alters ist der Born, aus dem wir die voranstehenden sinnreichen Recepte schöpfen. Nein, diese und viele Hunderte ähnlicher Praescriptionen finden sich

gedruckt in Büchlein, gefasst in Halbfranzband und versehen mit der Cholera- und Ausstellungs-Jahreszahl 1873 an der Stirne. Ob sich da das Moderne vom Rococo gar so sehr unterscheidet, möge der geneigte Leser selbst beurtheilen. Jedenfalls muss jedoch hervorgehoben werden, dass unsere Altvordern nichts Besseres wussten, während man heutzutage nichts Besseres wissen will. In der Vorzeit beschränkte sich auch die geschäftige Bornirtheit im medicinischen Wissen nur auf einen kleinen Kreis privilegirter „Gelehrten," heutzutage hingegen bildet die Zahl derer, welche sich berufen fühlen, in unberufener Weise gegen Krankheit und Tod zu kämpfen, ein stattliches Heer, welches unter dem lustig flatternden Banner der Lüge und Hirnlosigkeit Schlachten liefert und Siege feiert, die nur beweisen, dass der Unverstand der Menge nur Unverständiges begreifen und schätzen kann.

Es wäre jedoch eine irrige Annahme, wollte man glauben, dass in der Jetztzeit nur Jene den Hang zum medicinischen Mysticismus „à la mode" auszubeuten streben, welche aus dem national-ökonomischen Grunde des Hungerleidens der freien Kunst der Curpfuscherei obliegen. Behüte! Es gibt auch eine stattliche Anzahl solcher Herren, denen thatsächlich etwas Gelehrtes in Gestalt von Diplomen anhaftet, so dass sie ein verbrieftes Anrecht haben, auf den Namen Doctor hören zu dürfen, und die, bauend auf die Neigung zur Romantik in der Medicin unter dem grossen Publikum, geheimnissvolle Höhlen und Schluchten aufsuchen, um dort dem abergläubigen „Volke" entgegen zu kommen, damit dieses ihnen entgegenkommt. —

Viele Wege führen nach Rom — auf noch mehr Wegen aber erreicht man die Basis zur Errichtung von Triumph-Pforten der — — Charlatanerie. —

DER MYSTIKER.

Trotz Horaz, welcher bekanntlich keine freundschaftlichen Gesinnungen für das „Treiben der grossen Welt“ hegte, ertheilen wir uns die Erlaubniss, dem bitteren Sauerteige des kleinstädtischen Alltagslebens zu entrinnen, und richten an den geneigten Leser das dienstfreundliche Ersuchen, uns nach einer Grossstadt folgen zu wollen. Die Auslagen dürften kaum die Einnahme von einer Armenvisite übersteigen.

Statt der in den Landstädtchen behäbig feiertäglich hausenden Monotonie, wo man im ewigen Einerlei der Perspective höchstens niesende Katzen und gähnende Spatzen sieht, wickelt sich das Leben in der grossen Welt rasch, bunt und effectvoll ab. Die Menschenströme in Gassen und Strassen manifestiren sich als Conglomerate von Feinden des Stillstandes. Man keucht, rennt, acquirirt Rippenstösse und übt Vergeltung mittelst klassischer Sorglosigkeit für die persönliche Sicherheit fremder Hühneraugen.

Hei, wie lustig ist's doch in der grossen Stadt! Wagen rasseln, Glocken läuten, Trommeln wirbeln, Reiter girren, Fensterscheiben klirren und rastlos producirt die Tagesgeschichte jene erquicklichen Ereignisse, welche man in der gewöhnlichen Umgangssprache Unglücksfälle zu nennen pflegt. Da appliciren sich blau- oder auch rothblütige Jünglinge gegenseitig Stahl oder ordinäres Blei in den Leib um Dinge, die schliesslich keinen Schuss Pulvers werth sind, dort labt sich eine unglückliche Familie an chemisch reinem Cyankali, und hier sehen wir, wie sich ein zartes weibliches Wesen an den Nagel hängt, weil es in einem unbewachten Augen-

blicke für die Augmentirung der gemeinnützigen Institution der Ammen mitgewirkt. Schliesslich stehen einem Musentempel, Bier- und andere Häuser zu Gebote — doch weder diese noch sonstige Herrlichkeiten erweckten in uns das eitle Gelüste nach einer Grossstadt zu wandern.

Unser Beginnen entsprang einem andern Motive, der harmlosen Absicht nämlich, den „Mystiker" des ärztlichen Standes am Orte aufzusuchen, wo er für gewöhnlich seine Wohnhütte aufzuschlagen pflegt.

In den früheren glücklichen Epochen der Erde, wo nach den Aufzeichnungen bewährter Historiker andere Menschen als gegenwärtig lebten, gab es auch andere Quacksalber und Charlatane, die ihrerseits wieder andere Sitten und Gebräuche cultivirten. Lag ihnen auch der edle Beruf ob, dem Sensenmanne Opfer abzujagen, waren sie doch nicht bemüssigt, dem sogenannten Anstande oder den guten Sitten zu huldigen und feste Wohnsitze in belebten Städten aufzuschlagen. Sie bekannten sich vielmehr zum Principe der Freizügigkeit. Und um der hilfsbedürftigen Menge gehörige Begriffe von der Wunderkraft seiner Mixturen beizubringen, setzte sich der Magister Lobesam auf den Rücken eines wohlgenährten Langohres und ritt von Markt zu Markt. Voran schritt ein Herold, welchen die Chronisten auch mit dem Namen Hanswurst belegen, und rückwärts begleitete den Doctor ein — Zöpfchen. Das Zöpfchen baumelte und der Herold stiess in die Fanfare, mit gewaltiger Lungenkraft die Wunder verkündend, welche das Elixir des Meisters in der Welt angerichtet. —

Das Volk aber hörte, staunte und schenkte dem Gehörten Glauben, war doch der Erfinder nicht des Gesagten, sondern der Mixtur, ein Heilkünstler von Profession. Es kaufte daher die Panaceen und der Magister zog des Weges weiter. Das Zöpfchen baumelte wieder von hinten und der Herold schrie vorne, um einige Batzen täglich. —

Wie anders verhalten sich da die Dinge in der jetzigen Zeit! Der Fundort des „Mystikers" ist die grosse Stadt, wo er, wie schon oben angedeutet, eine feste Ansiedlung nimmt. Die Stelle, wo

sich sein Wohnsitz im grossen Häusermeere befindet, ist nicht schwer zu entdecken, obgleich der Magister Lobesam des neunzehnten Jahrhundertes weder über ein Zöpfchen hinten, noch über einen Herold vorne verfügt. Dort in der Flur des erstbesten Gasthauses oder hier im Speisesaale der Restauration kann deine Neugierde Befriedigung finden. Da hängt er, der Zettel nämlich, welcher in Goldrahmen gefasst mit fetten Lettern die Wohnung des „Mystikers" verkündet, die mit dem fashionablen Namen „Ordinationsanstalt" oder „Etablissement" schlechtweg behaftet ist. Für die Nutzniessung dieses Etablissements werden jährlich etwelche Dutzend Hunderte entrichtet, und dafür besteht es auch aus Vor-, Empfang-, Warte-, Ordinations-, Schlaf-, Wasch-, Bade-, Speise-, Pfeifen- und Studirzimmer, welche durchwegs, natürlich zur Bequemlichkeit des Publikums, luxuriös eingerichtet, und mit vielen Eingängen versehen sind, um den jetzt so beliebten separirten Cabineten „für jeden Kranken" Rechnung tragen zu können.

Es ist natürlich, dass es hier, wo der „Mann der Wissenschaft" haust, nicht an Büchern und anderen Emblemen der Kunst mangelt. Man sieht da Electrisirmaschinen, Retorten, Stethoscope, Mörser, den „Kikiriki", allerhand Instrumente, Münchhausen mit Illustrationen und Mutterspiegel im geistreichen Durcheinander liegen und sogar zwei Skelete stehen, deren eines und zwar das grössere von Hippokrates als er alt, und das andere, das kleinere von Hippokrates als er noch jung war, herrühren soll.

Und inmitten all' dieser Merkwürdigkeiten bewegt sich der romantisch gesinnte Herr Doctor mit einem sehr kleinen Kopfe und sehr umfangreichen Abdomen, in sehr kleinen Schuhen und mit sehr grossen Ringen. Bewegung nach der ehrwürdigen Sitte der heiligen Apostel macht er übrigens nur innerhalb der heimatlichen vier Pfähle; denn er zieht es vor, die Ortsänderungen im Freien mit Hilfe eines Gespann's zu effectuiren. Am liebsten ist ihm ein offener Wagen, in dem zurückgelehnt er den Blick zum Himmel wendet, um den Flug der — Miasmen zu beobachten, oder er hält in sinniger Weise den Silberknopf des Stockes an der Nasenspitze zum Zeichen, dass gewaltige Gedanken sein Gehirn durch-

wühlen. Man sieht daraus, dass der Mann des Jahrhunderts die so kostbare Zeit auszunützen bestrebt ist.

Da der Held dieser Skizze just halten lässt, um mit einem armen Collegen, der in simplen Berufsgeschäften dahineilt, ein Zwiegespräch anzuknüpfen, wollen wir die Gelegenheit benützen, um dessen Silhouette mit flüchtigen Strichen zu zeichnen.

Schon dem oberflächlichen Beobachter präsentirt sich unser „Mystiker“ als das erfreuliche Resultat einer guten Ernährung. Den nach Tannochinin-Pomade lechzenden Schädel deckt ein schwarzer Seidenhut, welcher ebenso immense Höhen- als Breitendurchmesser aufweist. Die horizontale Krämpe bildet zwar eine etwas zu weitschichtige Fortsetzung desselben, dafür schmiegt sie sich desto inniger an die Ohrmuscheln an, und verhindert so ein Herabgleiten des Doctorhutes über die herkömmliche Demarcationslinie.

Die beiden Augen hinter den Krystallgläsern befinden sich in einer stets grimmigen Bewegung, als wollten sie einander in die Haare fallen. Diesem Beginnen setzt jedoch die mächtig entwickelte Nase, als neutrale Zone, Schranken. Nebenbei hat der eben belobte Gesichtsvorsprung die ehrende Mission, in ziemlich zischender Weise dem Geschäfte des Ausathmens obzuliegen. Das Einathmen hingegen besorgt, getreu dem Principe der Arbeitstheilung, der Mund, welcher von einem sorgfältig gehegten Schnurrbart und einem behaglichen Schmunzeln umschwebt wird. Sonst würde man im übrigens glattrasirten Gesichte vergebens nach irgend einem Merkmale zarter Bescheidenheit oder geistiger Ueberanstrengung suchen.

Zur Vervollständigung des Bildes könnten wir noch der glitzernden Busennadel und der mächtigen Uhrkette gedenken, von der ein grüner Todtenkopf in melancholischer Weise bis auf den geistreichen Unterleib herabhängt, wir könnten auch die auffallend gefärbten und noch auffallender façonirten Gewänder des Herrn Doctors zeichnen; allein eine Silhouette verlangt ja kein Eindringen bis in die feinsten Details! — — —

Nach den Angaben ganz verlässlicher Chronisten war der Mann, den wir hier vor uns haben, einst ein — Kind, zart an

Jahren und ausgestattet mit kaum bemerkbaren Spuren eines soliden bürgerlichen Verstandes. Diese wenig erfreuliche Thatsache und eine aus derselben resultirende geringe Leistungsfähigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaft war für den sehr ehrenwerthen Erzeuger des kleinen Melchior, Balthasar, Hanns oder wie er heissen mochte, Anlass genug, denselben von Zeit zu Zeit mit den Grundzügen einer eindringlichen Züchtigungsmethode vertraut zu machen. Derartige Beweise väterlicher Fürsorge dürften jedoch den Thunichtgut nicht sonderlich angeheimelt haben, weshalb er auch des Oefteren der trauten Häuslichkeit den Rücken zuwandte, und es für opportun fand, im Vereine mit Jüngern des goldenen Handwerks in den Gassen allerhand liebliche Jugendspiele zu treiben, anstatt dem Studium der Lese- und Schreibekunst mit sittigem Fleisse obzuliegen. So vergingen einige Jahre. Nach und nach begann die zarte Kinderstimme des heranstrebenden Weltbürgers in einen äusserst unmelodischen Basston auszuarten, es stellten sich bei ihm auch Anwandlungen ein hinter dem Hausthore Zigarren zu schmauchen, und reine Nützlichkeitsgründe bewogen den besorgten Vater, die Zuchtruthe mit einem Stäbchen zu vertauschen; woraus die Folgerung gestattet erscheint, dass unser Held aus dem Knaben- in's Jünglingsalter einzutreten sich anschickte. Und um nun doch ein nützliches Mitglied des Staates zu werden, trat unser Melchior, Balthasar, Hanns oder wie er heissen mochte, bei einem „Winkeldoctor“ in die Lehre, den die vulgäre Umgangssprache auch mit dem Namen „Barbier“ oder „Bader“ zu belegen pflegt. In den Uranfängen seines dasigen Aufenthaltes ward er mit der exacten Ausführung jener Kunstfertigkeiten betraut, welche von amtswegen dem bürgerlichen Institut der Kindsmädchen zukommen. In der Folge trat er in freundschaftliche Beziehungen zur Jungfer Köchin und durfte ihr manchen Liebesdienst erweisen; indem sie es freundlichst gewährte, für sie das Holz zu spalten und Wasser herbeizuschleppen. Zum Schlusse und nach geraumer Zeit erst wurde er zum Studium jener Doctrinen der Barbierstube herbeigezogen, welche von der Vorsehung in der weisen Absicht geschaffen worden sind, damit es dem Erdenpilger hienieden auch in seinen Nöthen wohlergehe.

Man kann übrigens nicht behaupten, dass es dem Aspiranten der niedern chirurgischen Technik an Geschicklichkeit gemangelt hätte. Freilich liess er in seinem angebornen Muthwillen selten Jemanden ungeschoren; allein sobald er mit einschneidender Genauigkeit gegen die orientalische Unsitte des Barttragens zu kämpfen anfing, oder wenn er zum Wohle der leidenden Menschheit nach occidentaler Art einen — „Hinterlader" handhabte, konnte und durfte man ihm weder Bewunderung noch Dank versagen. — — —

In dem Materiale zu dieser unserer wahrheitsgetreuen Zeichnung tritt nun eine schauderhafte Lücke ein. Wir verlieren den angehenden Mystiker auf eine gute Weile aus den Augen, und erst nach Jahren taucht er wieder am Horizonte, aber in ganz veränderter Gestalt auf. Der Jüngling ist in erklärlicher Weise Mann und in fast unerklärlicher Weise der selige Besitzer jener eselhaften Zuthat geworden, so man als Diplom mit dem Doctorgrade von der Universität davonzutragen pflegt. Man erzählt sich allerdings, dass es in unserem theuern Vaterlande eine Zeit gegeben, wo man auf Grundlage eines sogenannten Lehrbriefes, in dem besagt wurde, dass der Candidat in einer chirurgischen Officin ein Triennium mit gebührendem Fleisse absolvirt hatte, Zutritt zu den Vorlesungen einer Wundarzneischule erlangen konnte, um da das Patronat der Chirurgie zu erwerben. Als Patron der Chirurgie war es dann Einem nicht gar so schwer, die Würde eines Doctors der Medicin zu erreichen; denn in unserem theuern Vaterlande gab es abermals eine Zeit, wo es dem Wundarzte gestattet war, die Medicin in zwei Jahren „nachzutragen". Der absolvirte Gymnasiast und Philosoph musste freilich durch fünf Jahre die medicinischen Vorlesungen besuchen! — Wie die Sache in unserem Falle zuging, können wir aus unseren Quellen leider nicht mit minutiöser Gründlichkeit Aufschluss erlangen, und darin liegt eben das Mystische. — — —

Lassen wir übrigens das Grübeln. Die Neugierde ist ohnehin ein Laster, und gar zu viel wissen verhilft just auch nicht immer zur Glückseligkeit! Genug an dem. Melchior, Balthasar, Hanns oder wie er immer heissen mochte, wurde „Doctor" von Gottes Gnaden und begann in einem Provinzialorte die Heilkunst auszuüben, allwo

das Monumentale des Baustyles noch kein Heimatsrecht erlangt hat, und wo Kuhhirte und Nachtwächter im edlen Wettstreit die Gassenmusik besorgen.

Die sittigen Mitglieder dieses Gemeinwesens nahmen wohl Act von der Ankunft des Doctors, allein zu weiteren Enunciationen der Zufriedenheit liessen sie sich nicht herbei. Den geringsten Anlass aber zufrieden zu sein, hatte unser Aesculap, zumal er die unliebsame Wahrnehmung machte, dass die Ausgaben keineswegs von den Einnahmen gedeckt werden konnten. Wo die Ursache dieses Deficites lag? Sonderbare Frage! Die Todten der Clientel zahlten natürlich nicht, und der Ueberlebenden gab es gar so wenige. Deficite haben bekanntlich die Unart, selbst zu gedeihen und noch obendrein die Zahl der Gläubiger zu vermehren, was, wie Finanzminister documentarisch erhärten können, durchaus nicht zur Erheiterung des Lebens beiträgt. Und als unser Held nach Jahr und Tag zur Ueberzeugung gelangte, dass es so nicht gut sei, zog er nach des Landes Hauptstadt und bald darauf konnten alle Menschen und noch einige dazu aus den Tagesblättern die frohe Nachricht von dem stattgehabten Ereignisse schöpfen.

Mit Rücksicht auf die geänderte Situation und in genauer Erwägung der Satzungen des höheren Humbug's, hat unser Held für gut befunden, auf dem Gebiete seiner menschenfreundlichen Thätigkeit weitgehende Reformen einzuführen. Vorerst schaffte er für sich die Unsitte ab, der zufolge die anderen Herren Aerzte aus strafwürdiger Neugierde in die Behausung der Kranken zu dringen pflegen. Dafür eröffnete er, wie schon eingangs erwähnt wurde, eine „Ordinationsanstalt", nach der zu wallfahrten der leidenden Menge freigestellt blieb. In diesem Tempel der ärztlichen Kunst fand aber auch das hilfesuchende Publikum hinlängliche Gelegenheit, in irgend einem geheimen Winkel sich über die diversen geheimen Anliegen geheim auszusprechen und vom Mystiker in geheimnissvoller Weise einen eben solchen Rath sammt irgend einem Geheimmittel entgegen zu nehmen. Jawohl, er bedient sich durchwegs „selbsterzeugter" Mittelchen, um einerseits dem Wahne Bahn zu brechen, dass er fern von einem jeden Autoritätsglauben, die Gesammtmedicin sammt ihren Apotheken nicht benöthige, weil er kraft eines vom

himmlischen Vater zum Präsent erhaltenen Instinctes das Kräutchen entdeckt hat, das gegen den Tod in den Gärten nicht wachsen soll, und anderseits um vor Nachahmung durch geld- und ruhmgierige Collegen geschützt zu sein.

Der Mystiker besitzt wohl auf dem Gebiete der gesammten Heilkunde die ausgezeichnetste Localkenntniss. Er ist in der Lage, alle nur mögliche und unmögliche Schäden des menschlichen Leibes auf eine eben so sichere als geheime Weise zu bannen; allein er bleibt doch sein Leben gerne „Specialist", um die Strahlen seines Genie's mit intensiver Kraft auf einem Punkte anhäufen zu können. Wie es sich schon aus dem Begriffe des Mystischen von selbst ergibt, cultivirt er mit rührender Vorliebe das Gebiet der „geheimen Krankeiten" sammt deren Folgeübeln. Er curirt und attakirt sie mit „seinen" Pillen und Pflastern, mit „seinen" Pülverchen und Pasten, die alle ausgezeichnet sind durch die Billigkeit der Herstellungskosten, und zu einem Erfolge verhelfen, welcher vor Allem und Jedem den Patienten ein — Geheimniss bleibt.

Während meiner Studentenzeit, die für mich überaus reich an Armuth war, liess mich ein gütiges Geschick einen Mann kennen lernen, der einst im Hause eines meiner Vettern die Obliegenheit hatte, für Reinlichkeit der Fussbekleidung zu sorgen und an kalten Wintertagen des Ofens anheimelnde Wärme in Permanenz zu erhalten. Die Ausübung dieser und ähnlicher gemeinnütziger Handtirungen gefiel ihm für die Dauer nicht, und so zog er in die weite Welt hinaus. Zur Zeit, als mir das süsse Vergnügen ward, den „Verschollenen" kennen zu lernen, hatte er bereits die niederen Weihen des ärztlichen Standes erlangt, er war Patronus Chirurgiae und nebenbei der Besitzer eines gewaltigen Hauses. Obgleich er mit der Medicin in arger Fehde lag, und mit einer solchen Consequenz von ihr Nichts wissen wollte, bis er zum Beweise, dass ein fester Wille Alles vermag, auch thatsächlich von ihr Nichts wusste; verdankte er nur ihr die reichlichsten Lebensgenüsse sammt grossem Hause. Wie diess kam? Der Herr Norbert Sonnenstrahl, wie wir ihn nennen wollen, ging unter die „Mystiker" und machte es sich zur heiligen Aufgabe des Lebens, die gebrochene Lendenkraft

bedauernswerther Wüstlinge, und solcher, die es werden wollten, zu regeneriren. Diejenigen, welche persönlich oder auf dem verschämten Wege der „Correspondenz“ seine Kunst in Anspruch nahmen, begnadete er mit einem Pülverchen von ziegelrother Farbe. Sulfur auratum Antimonii enthielt es ebenso wenig, als Kermes oder Capsicum annuum, dagegen fühlte es sich sandig an, hatte einen lehmig pappigen Geschmack und konnte in immens grossen Dosen und gehörig geformt allerdings zur Herstellung eines — Neugebäudes dienen. Es war auch, wie gesagt, der Urheber eines Hauses, aber auf ganz anderem Wege und wenn es jetzt sammt seinem pompös klingenden Namen vom Markte verschwunden ist, so liegt der Grund darin, dass Norbert Sonnenstrahl bereits längst sein ruhmreiches Erdenwallen beendigt und das Geheimniss seines Regenerationsmittels einer sonst anständigen — Dame zur weiteren Ausbeute testamentarisch vermacht hat. —

Doch vergessen wir wegen Nebenpersonen unsere Hauptperson nicht. Mundus vult decipi — zu deutsch: Ein Narr macht deren zehn, und aus diesem Grunde sehen wir auch das „Etablissement“ unseres „Mystikers“ mit Hilfesuchenden angefüllt, und ist die Ordinationsstunde vorüber, überlässt er sich ernsten Studien über die Kunstgriffe, wie das Verführerische des ausgeworfenen Köders gesteigert werden könnte. Und die Mittel und Wege, dieses erhabene Ziel zu erreichen, sind ebenso vielfältig, als die „leidende Menschheit“ einfältig zu sein pflegt. Da gibt es neben der schwer und bitter bezahlten Annonce, noch Schutz- und Trutzbündnisse mit jenen Männern, welche gemeinhin an Strassenecken vertrauensvoll der Zukunft entgegenharren, oder auch mit Jünglingen, welche in Caffé- und Gasthäusern das Handtuch kokett über den Arm werfen. Diese und andere mit einer öffentlichen Wirkungssphäre behafteten Herren haben die Mission, sich gegebenen Falls in verlässliche „Wohnungsanzeiger“ und „Auskunftsbureaus“ umzuwandeln.

Die Stellung, welche besagte Herren im bürgerlichen Leben einnehmen, bietet ihnen in der That recht oft die angenehme Gelegenheit, dieses ihres Amtes zu walten. Gefragt oder auch ungefragt, entfalten sie äusserst lehrreiche Thesen über die erspriess-

liche Thätigkeit des „Mystikers“ und lassen nebenbei topographische Winke mitunterlaufen, damit derjenige, welcher etwa hilfsbedürftig wäre, auf keines Haaresbreite von der Bahn abweiche, die direct zum „Etablissement“ unseres Doctors führt. Umsonst geräth freilich Niemand in eine derartige dichterische Schwärmerei hinein, um dort Lobeshymnen zu sprechen, wo nach den Satzungen der reinen Wahrheit just kein Anlass zur Begeisterung vorliegt; allein die auflaufenden Spesen können durchaus nicht als leichtsinnige Vergeudung des Eigenthums bezeichnet werden. Einheimische wie Fremde stellen noch immer ein reichliches Contingent solcher constitutionellen Bürger, welche erst der traurigen Erfahrung bedürfen, um sich jenen Schatz praktischen Wissens anzueignen, der Einen befähigt, gelegten Schlingen bei Zeiten aus dem Wege zu gehen. In dieser einfachen Thatsache liegt auch das Geheimniss des Wohlergehens des „Mystikers“. Derjenige, welcher einmal bei ihm Hilfe gesucht und Enttäuschung gefunden, erscheint allerdings kaum das zweite Mal in dessen Ordinationsanstalt; allein die grosse Stadt mit ihrem gigantischen Fremdenverkehr producirt ununterbrochen neue Aspiranten auf die wohlthätige Hilfe der ärztlichen Kunst, und unter diesen ist die Zahl derer nicht klein, die statt der Hilfe erst Enttäuschung finden müssen, um gewitzigt durch traurige Erfahrungen, fürderhin in Sachen der Glaubensduselei vorsichtiger zu sein.

Bei Erwägung des Gesagten wird man es leicht erklärlich finden, dass der „Mystiker“ thatsächlich Gelegenheit hat, viel Zeit im Dienste der „Kunst“ zu verlieren. Da er jedoch nicht allein nach Mammon's Schätzen jagt, sondern auch einige Sehnsucht nach schriftstellerischem Ruhm empfindet, weiss er sich so viel Musse zu verschaffen, als er gerade zu seinen literarischen Arbeiten nöthig hat. Er schreibt da vorerst Bücher — — ab, dann verfasst er klare und leichtfassliche Annoncen, und schliesslich verkündet er unter den Neuigkeiten der Tagesliteratur die glänzenden Erfolge seiner Curmethode — für seine Tasche. Die letztere Bemerkung wie der Name des Verfassers bleibt natürlich versteckt unter dem duftigen Schleier des Geheimnisses, wie es nicht anders zu erwarten ist von einem — Mystiker. —

ZWEI LIEBLINGE.

Der Dr. Willer kannte nicht den Dr. Stiller, und Dr. Stiller hatte keine Ahnung von der Existenz des Dr. Willer. Beide lebten sogar zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Orten.

So oft ich auf die zwei Collegen zurückdenke, wecken sich in mir wehmüthige Erinnerungen an die schöne Lehre vom Versmasse. Beide Herren würden, zu Zwecken der Prosodie ausgebeutet, einen Jambus abgeben — der Eine war kurz, der Andere lang.

Dr. Willer die kurz gefasste Uebersicht eines Menschen hatte schon in dem Alter, welches von amtswegen zur Flegelhaftigkeit berechtigt, das Vergnügen, den Verlust eines reichen Grossonkels beweinen zu können, der ihn zum Erben einsetzte, und deshalb geschah es, dass er in der Folge ebensowenig die Noth als die Professoren kannte. Die geringen Localkenntnisse in den Räumen der Universität verhinderten jedoch nicht, dass ihm der Empfang der Collegiengelder bestätigt wurde, und er bis zu den Pforten der Rigorosen vordrang. Bei Erlangung des Doctorats machte er zwar Anläufe, ein „ewiger Rigorosant" zu werden; allein die Götter liessen ihren Liebling nicht fallen, und Willer wurde der Doctor Willer.

Von Dr. Willer kann man sich einen recht anschaulichen Begriff machen, wenn man sich einen Oppolzer vergegenwärtigt mit dem Unterschiede blos, dass er ganz anders beschaffen war. Nicht einmal mochte er sich diese Wahrheit selbst in's Gesicht gesagt haben, und doch hatte er die Herzen Aller gewonnen. Kaum liess sich der kleine Arzt in der grossen Landeshauptstadt nieder,

wurde er ein Liebling des Publikums, und blieb der Liebling reich an Tugenden, die er laut Polizeinote nie begangen.

Weil man ihn sehr oft in der Studirstube mit der Feder in der Hand sah, wurde er taxfrei zum Schriftsteller ernannt. Dr. Willer brachte unterdessen höchstens statistische Arbeiten über die Zahl der gemachten Visiten fertig, und die Gesammtausgabe seiner Werke bekam man nur auf dem Gottesacker zu Gesichte. Die unterschiedlichen Circulardepeschen und Verbalnoten der Damenwelt bezeichneten unseren Doctor auch als unermüdlich, vorsichtig, gut- und langmüthig, dienstfertig und äusserst witzreich.

In der That, Dr. Willer ging rastlos seinem menschenfreundlichen Berufe nach. Des Morgens früh und des Abends spät grassirte er in den Gassen und ereignete sich in den Häusern aller Jener, die bereits krank waren oder erst auf eine Krankheit reflectirten. Wie ein Quecksilberkügelchen rollte er von Einem zum Anderen, und vertheilte mit namenloser Gutmüthigkeit Gratisprämien zu seinen Recepten. Der „Gnädigen" liess er mit Grazie einen Kuss auf die Hand fallen, dem „Gnädigen" raunte er einen historischen Roman „aus unseren Tagen" in's Ohr, und die Hausrangen vom Feldwebel abwärts erhielten Gratislöhnungen in Gestalt von Industrieerzeugnissen der Zuckerbäcker.

Am Krankenbette bekundete Dr. Willer einen lobenswerthen Scharfblick im Erkennen — ob er es mit einem leichten oder schweren Falle zu thun habe. Die „Dubiosa", auf die er am häufigsten stiess, verbuchte er unter der Rubrik „schwer" und bewährte sich als ein Freund grosser Vorsicht; indem er von da ab die Sache nicht auf die eigenen Schultern nehmen wollte, sondern ein „Consilium" vorschlug. Ja, als notorisch vorsichtiger Arzt und dienstfertiger Menschenfreund schleppte er sehr oft den Consiliar-Arzt selbst herbei. Gemeinhin recrutirte er die Auxiliar-Truppen aus der Menschenklasse der Titular-Professoren, welche den Dr. Willer als Abnehmer en gros nicht gering schätzten. Genas der Patient, hatte man es der weisen Fürsichtigkeit Willer's zu verdanken, wanderte er aber in ein besseres Jenseits hinüber, so wurde der Herr Ordinarius von einer jeden Mitschuld freigesprochen — hatte er doch selbst den Consiliar-Arzt herbeigeholt!

Seine kleinen Fehler in der Diagnostik mit günstigem Ausgange hatten nie das Glück, in einer Encyklika als „Irrthümer“ urbi et orbi bekannt gemacht zu werden. Entpuppten sich auch angekündigte „Blattern“ zu — Masern, überging auch ein „Abortivtyphus“ in — Schafspocken, so hatte man diese glücklichen Ovid'schen Metamorphosen nächst Gott, der vorbedachten Absichtlichkeit und der Kunst Willer's zu verdanken, wie es eben die glücklichen Mütter, die Tanten und Hebammen, die Graupenverschleisser und andere Tages-Chronisten zu erhärten wussten. Es ist eben ein Glück, glücklich zu sein, und bist du es, so nennt man dein Hinken graziöses Hüpfen, dein verwildertes Haarwerk findet als „geniale“ Frisur Nachahmer, die Gefrässigkeit heisst dann „beneidenswerther Appetit“ und die Grobheit bezeichnet man als wohlthuende Aufrichtigkeit. Ja, guter Leser, verpfände dein letztes Habe, um ein Stückchen Glück erstehen zu können und es wird dir wohlergehen auf Erden — die Welt belohnt viel öfter den Schein von Verdienst, als das Verdienst selbst!

Der ebenso tüchtige als glückliche Dr. Willer bewährte sich übrigens auch als Nachschlagebuch „für's Haus und die Familie.“ Er besass gediegene Fachkenntnisse bezüglich der Fabrikation von Merktinte und Fussbodenlack, er wusste Winke zu geben, wie grüne Erbsen und Gurkensalat am besten überwintert werden und schliesslich war er ein grosser Kenner im Auslegen der Lehre vom Blinde-Kuhspiel und anderen Gesellschafts-Amusements. — Als Inhaber eines Commissionslagers von abgelagerten Anekdoten aus aller Herren Ländern und Büchern gerieth er schliesslich und endlich in den Verdacht, ein Witzling zu sein und da er obendrein die Kunst besass, gut und viel sprechen zu können, fand er auf der Gasse und im Wagen, im Salon und am Biertische freundliche Hörer und Hörerinnen. Die Hörer und Hörerinnen aber lachten und wer die Lacher auf seiner Seite hat, der kann und darf mitlachen; denn er findet seine Rechnung. —

Die zweite Silbe des Jambus, der lange Dr. Stiller war ein Mann, geknetet aus einem ganz anderen Teige, als der Dr. Willer.

Anstatt der leichten Beweglichkeit, Redseligkeit und Geschäftigkeit des Letzteren, stiess man beim Dr. Stiller auf einen grossen Hang zum Verharren im Zustande einer schwerfälligen Ruhe. Seine Augenlider glichen einem Vorhange an einer Provinzbühne, die im ewigen Niederrollen begriffen ist, der Gesichtsausdruck liess meinen, Dr. Stiller hätte Scheidewasser geschluckt und an der Spitze seiner an schwefelsaures Kupferoxyd erinnernden Nase hatte sich ein braunes Tröpfchen in Permanenz erklärt.

Verehrer von praktisch volkswirthschaftlichen Principien pflegen bei einer derartigen Staatseinrichtung im Gebiete des Geruchsorganes den Gebrauch von dunkelfärbigen Sacktüchern anzuempfehlen. Dr. Stiller hingegen beschränkte den Consum von Taschentüchern überhaupt auf ein Minimum, wiewohl er seine Nase nicht darben liess, und sie vielmehr durch reichliche Zufuhren von Schnupftabak des Oefteren erquickte.

Unser College war übrigens auch sonst ein eifriger Förderer der Dogmen des grossen Cynikers Diogenes, und lief er auch nicht am helllichten Tage mit einer Laterne durch die Strassen, so liebte er es doch zur späten Nachtstunde wacker illuminirt sein trautes Heim aufzusuchen, das er schliesslich auch in einem Fasse etablirt hätte, wenn es nur nicht — leer hätte sein müssen.

Dr. Stiller gehörte in früheren Jahren dem Verbande des stehenden Heeres an, und da sich der schmucke Kriegerstand nicht recht befreunden kann mit den Maximen der angewandten cynischen Philosophie, liess er sich vorerst zum Corps der — Urlauber transferiren, und schliesslich wurde er als Regimentsarzt zweiter Classe stets zum Pensionisten ad honores befördert.

Als Ehrenpensionist wählte er sich eine bedeutendere menschliche Ansiedlung zum Wohnsitze aus und vermehrte dort den ohnehin stets dünn gesäeten Stand der prakticirenden Privatärzte.

Wie sagt nur schnell der Dichter? Zum Werke, das wir ernst bereiten, geziemt sich wohl ein ernstes Wort. Dr. Stiller begann daher kein Werk ohne frühere Anrufung des heiligen Geistes — einer Flasche. Und der Werke gar viele hatte er zu verrichten gehabt; denn aus Nah' und Ferne strömten die Hilfesuchenden

herbei. Es kamen Verweser von Pfarrämtern und Gutsbesitzer, Ackerbebauer und semitische Händler, Damen, Weiber und andere Kriegsleute, um sich beim Dr. Stiller Raths zu erholen, von dem ein neuer freier Gellert die Fabel in Cours setzte, dass er nur im Stadium spirituöser Begeisterung die medicinische Kunst zu üben in der Lage ist, und dass er ein desto besserer Arzt sei, je höhere Nummern die Quecksilbersäule des Rausches bei ihm nachweise.

Die Morgenstunde führte daher für unseren Collegen kein Gold im Munde. Man gab nämlich der Befürchtung Raum, dass er zur besagten Tageszeit dem Laster der Nüchternheit verfallen, und somit kein klar denkender Arzt mehr sein könnte.

Wie menschliche Vorherberechnungen überhaupt, war auch dieser Kalkul nicht immer zutreffend. Dr. Stiller pflegte sich als Mann grosser Vorsicht des Abends einen Rausch zu erwerben, der vermöge seiner wahrhaft luxuriösen Ausstattung auch für den Morgen ausreichte. Der gute Doctor war übrigens kein Knicker. Aergstenfalls gönnte er sich einen frischen Labetrunk mit Nachguss.

Nichts in der Welt ruht auf so bombenfester Grundlage, als eine einmal vom „Volke" gefasste Meinung. Die reine Vernunft thut es daher am klügsten, sich im Angesichte der verrenkten Volkslogik mit verhülltem Haupte in einen Winkel zurückzuziehen und zu — — lachen.

Der Dr. Stiller bewährte sich als Mann, welcher der öffentlichen Meinung Rechnung trägt. Es leuchtete ihm sogar das Axiom ein, dass der Rausch ein Förderer und Mehrer des klaren Denkens sei, und derohalben machte er seinem Durste weitreichende Concessionen.

So trank denn unser zweite Liebling der Götter und Günstling des Publikums fort und prakticirte frisch und froh darauf los. Der Ruhm seiner Grossthaten wuchs im gleichen Schritte mit seiner Versumpfung. Dagegen blieb sein Vermögen im Wachsthume bedenklich zurück. Wohin seine glänzenden Revenuen gelangen, konnte nur sein treuer Diener wissen. Der treue Eckhardt aber war verschwiegen wie das Grab, und ein anderes Wesen fand sich in der Umgebung Stiller's nicht vor.

Zum besseren Verständnisse sei noch die Thatsache constatirt, dass Dr. Stiller in der Auswahl seiner geistigen Genüsse nicht wählerisch war. In der Noth nahm er mit einem einfachen rectificirten Spiritus vorlieb und vegetirte lustig grünend wie das Moos auf einem Grabsteine, bis er starb, ohne es je erfahren zu haben wo und wann.

Auf einer Reise zu einem steinreichen Patienten widerfuhr ihm die kleine Unannehmlichkeit der Delogirung aus dem Diesseits. Als der Wagen vor der Behausung des Kranken hielt, fand man den Dr. Stiller als Leiche. Ein Schlagfluss hatte seinen ewigen Durst auf ewige Zeiten gestillt.

Beim besten Willen, o mein theuerer Leser, kann ich dir keinen Rath ertheilen, wie du es anzustellen hast, um ein Günstling des Publikums zu werden. Manches wird bei Einem verdammt, beim Anderen aber für gottvoll befunden. Die Volksgunst ist und bleibt eben ein ungelöstes Räthsel; denn sie ist und bleibt der Ausfluss unberechenbarer — unbegreiflicher Zufälligkeiten.

DER FASHIONABLE.

Die ärztliche Species der „Fashionablen“ entstand höchst wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Glauben an die blaue Färbung des rothen Blutes bei den bevorzugten Ebenbildern Gottes, und diesem dürfte es schon lange her sein. — Wir begegnen daher auch bereits auf uralten Bildern dem Arzte der „feinen Welt“. Seinen scientifischen Schädel umquillt dort der Lockenreichthum einer grandiosen Perücke, auf welche ein dreieckiges Hütlein gestülpt erscheint, den Hals umrahmt eine breite Krause und die Handgelenke verkriechen sich in Spitzenmanchetten. Camisol und Rock von feinem Schnitte harmoniren mit den sammtnen Kniehosen, deren Zusammengehörigkeit mit den schwarzseidenen Strümpfen durch die freundliche Intervention einer Silberschnalle vermittelt wird. Die zarten Füsschen finden in beschnallten Schuhen eine bequeme Unterkunft.

So ausgestattet ging der „Fashionable“ von Ehedem seiner Wege fürbass, und stützte sich dabei auf einen langen Stock mit goldenem Knopfe.

Der zeitgenössische Arzt „nobler“ Kreise hat als Modemann freilich all' dem barocken Kram einer ehrwürdigen Vorzeit den Scheidebrief zugeschickt; nebenbei liebt er es aber doch, seiner hochfeinen Gewandung den Anstrich einer Vorliebe für's Rococo und gelehrte Nachlässigkeit zu verleihen. Der Rock ist langschössig, den Stiefeln fehlt es an hohen Absätzen und der Hut mit seinen wunderbarlich gestalteten Krämpen legt Zeugniss dafür ab, dass er eigentlich für einen weit grösseren Kopf prädestinirt war.

Auf den langen Stock mit dem goldenen Knopfe hat der heutige „Fashionable“ verzichtet; denn er liebt es sein Leben gerne,

Ortsänderungen im Wagen vorzunehmen, wobei er höchstens die Flachhand mit dem Goldknöpfchen eines Spazierstäbchens väterlich pätschelt.

Die Pferde vor dem Wagen repräsentiren sich als das erfreuliche Resultat einer rationellen Stallfütterung und besitzen auch anderweitige geistige Vorzüge. Kommen sie vor ein Haus, vor welchem die Strasse mit Stroh bestreut ist, treten sie sachte auf; und machen sie gar die Wahrnehmung, dass an den Wänden des Palastes, in den ihr Hafergeber sich zu einem Kranken begeben will, bereits Partezettel haften, so befleissen sie sich einer beschleunigten Gangart. Der Rosselenker entlohnt die braven Thierchen für ihre weise Vorsicht mit einigen zarten Peitschenhieben, um gleichsam den Beweis zu liefern, dass eigentlich er die Vorsehung gespielt, und dass er den Herrn davor behütet hat, sich eine Blösse bezüglich der Prognose zu geben. Die Basen aber raunen einander in's Ohr: Der Doctor wusste es, dass der Patient im Palaste nicht mehr leben werde, darum erschien er auch nicht mehr und sie loben den Herrn der Heerschaaren, der ihnen einen so einsichtsvollen Arzt zugeschickt, welcher durch sein feines Wesen, seine Abgeschlossenheit von den anderweitigen Heilkünstlern und durch sein Perhorresciren einer jeden Gemeinschaft mit dem „Volke", für die höheren Stände wie geschaffen erscheint.

Im Krankenzimmer tritt der „Fashionable", gemeinhin ein Junggeselle von mehren unversorgten Kindern, in eigenthümlich schleichend-sachter Weise auf, und hat er mit nonchalanter Grazie Platz genommen, so richtet er an den hohen oder höheren Kranken nalblaute Fragen, und forscht auf dem Wege der Umschreibung hach gewissen Vorgängen, die trotz ihrer rein physiologischen Natur in der Welt eine Art gehenkter Blutsverwandten bilden, die man nicht gerne beim Namen nennt. —

Nach absolvirtem Inquisitionsverfahren lehnt er sich zurück und ertheilt dem in der Regel sehr redseligen Patienten Audienz. Er weiss mit Geduld und christlicher Demuth die Schmerzen — Anderer zu ertragen. Menschenkenner sind daher in der Lage bei unserem Helden die schätzbare Tugend zu entdecken, dass er geduldig und klug — zuhören könne, und würde es ihm die Zeit

erlauben, so wäre er im Stande, mit dem Kranken eine volle Stunde — keine zwei Worte zu wechseln. Die Zeit ist ihm eben theuer; denn er herrscht im weiten Kreise der hochgestellten oder hochgestellt sich dünkenden Categorie Staubgeborner, als eine Gattung Epidemie.

Während der Expectorationen des Leidenden vertreibt sich der standesgemässe Arzt die Zeit mit eben so nützlichen als salonmässigen Verrichtungen. Bald stiert er in äusserst nichtssagender Weise den Plafond an, bald lässt er seine Daumen erheiternde Kreiselbewegungen executiren, bald aber reibt er sich die zarten, glatten, stets hübsch warmen Hände, oder er streicht sich unter leichtem Gähnen das Knie, als würde es von den Anfechtungen eines gut gearteten Zipperleins gar viel zu dulden haben.

Die physikalische Untersuchung, welche dem Krankenexamen folgt, gleicht mehr einem Parade- als Recognoscirungsmarsch und beschränkt sich meistens nur auf das feine Betasten des Pulses, wie auf die Inspection der vom chemischen Lebensprocesse als unnützen Plunder ausgestossenen Produkte. Wozu auch den Patienten anderweitig molestiren, da er im Grunde nur selten „ehrlich“ krank ist, und wozu sich dort in unnütze Kosten des Scientifischen stürzen, wo die Wissenschaft sich nur selten heimisch fühlt. Weit grössere Anerkennung als die medicinisch-wissenschaftlichen Haarspaltereien, findet in den berührten Kreisen die Bekanntschaft mit anderen Künsten und Wissenschaften, und darum zieht es unser „Fashionable“ vor, eine grosse Geläufigkeit in den Satzungen des erheiternden Whistspieles zu manifestiren, und in den Theezirkeln seine tief durchdachten hippologischen Kenntnisse zum Besten zu geben. Obwol er schliesslich im Jagdwesen keine praktischen Erfahrungen besitzt und sein lebelang höchstens einige — Böcke geschossen hat, weiss er nach echter Jägermanier Historien zum Besten zu geben, die sich nicht nur nie zugetragen haben, sondern die sich auch nie zugetragen haben konnten.

Das medicinische Wissen des „Standesgemässen“ steht bei alldem weit über dem Nullpunkte. Er kennt nämlich hunderte „Mittel“, die eher aus einem Gemüse- als aus einem bota-

nischen Garten stammen. Er kennt sie, weil er viel Zeit auf die Lectüre jener Schriften verwendet, die gar seltsame Kräuter und Steine als Medicamente anpreisen, deren Heilwirkung auf dem „Glauben" basirt ist, den er sehr hoch schätzt, weil er verflucht wenig Wissen erheischt. Nebenbei verleiht er der Ordination die Weihe des Zuversichtlichen, weshalb es auch geschieht, dass der Kranke mit grosser Pünktlichkeit seine Uhr nach dem Gange des Chronometers richtet, welcher an der gewaltigen Kette des Heilkünstlers befestigt ist, und dass er gläubig das Wasser aus einem „glatten" Glase, die Milch aus einer Schale und die Medicin aus einem Silberbecher schlürft, ganz so wie es der Herr Doctor wiederholentlich anempfohlen. Kommt unser College in die peinliche Lage, ein Recept verschreiben zu müssen, so befleisst er sich hiebei einer grossen Unleserlichkeit und lässt bei der Fertigung das Dr. vor dem werthen Namen weg. Es zeigt diess von der völkerbeglückenden Herablassenheit der „Grossen", insofern sie keine Mühe kostet; denn erkrankt ein Domestike in einem „seiner Häuser", so ertheilt er den Rath: man möge schnell einen Arzt holen!

In den Recepten beglückt der „Fashionable" die leidende Menschheit mit durchwegs „eigenen" Compositionen, auf die er übrigens nicht erst eine Schutzmarke zu nehmen bemüssigt ist. Ingleichen dürfen seine Patienten keine landläufigen, wenn auch erprobten Mineralwässer consumiren, oder einen nahegelegenen bekannten Badeort besuchen. Beides soll und muss aus weiter unbekannter Gegend geholt werden, weil es eben nicht gewöhnlich und kein Gemeingut des Volkes ist.

Selbst besucht er gerne die Frühmessen, wo er mit Greisinnen von „Distinction" zusammenkommt und verschwindet zeitweilig im Hochsommer, um auf neue „Entdeckungen" in der Medicin zu fahnden und um beladen mit neuen Erfindungen heimzukehren. Und sobald der „Fashionable" seiner Heimat den Rücken zugekehrt, gesunden seine Kranken und mit dem Momente, wo er wieder in dem Burgfrieden seines Heims auftaucht, werden die Gesunden seiner Clientel theilweise wieder krank — eine pathologische Merkwürdigkeit, die nur dem „Fashionablen" arrivirt. —

DER CONSERVATIVE.

An der Strassenecke erhebt sich ein stattlicher Bau, dessen erste Etage vom Eigenthümer bewohnt wird. Die Frühlingssonne lacht just zu den hohen Fenstern hinein, deren Scheiben goldig glitzernd die Strahlen reflectiren.

Vor dem Hause rasseln demokratische Wagen, rollen in gedämpfter Tonart aristokratische Kaleschen, laufen, gehen, schleichen die Grossen und die Kleinen, welche als „Herren der Schöpfung," Sklaven der eigenen und fremden Bedürfnisse sein müssen.

Im starken Contraste zu dem regen Treiben auf der Gasse steht das Stillleben im erwähnten ersten Stocke, obgleich da die Ansammlung von Menschen heute eine grössere als sonst ist. Man begegnet in den Gemächern einer reichlichen Auswahl von Verwandten aus allen nur möglichen auf- und absteigenden Linien, die jedoch jede lärmende Unterhaltung ängstlich vermeiden. Nicht unähnlich Mitgliedern aus dem heiligen Orden der Trappisten huschen schweigende Gestalten über den glatten Parquetboden, während andere in den verschiedensten Winkeln kauern.

Wir wollen uns gerade keines „Tristometers" bedienen, um den Grad der Trauer und des Schmerzes bei den einzelnen P. T. Verwandten zu erforschen und glauben der historischen Treue zu genügen, wenn wir im Allgemeinen die Thatsache registriren, dass in den sonst behaglichen Räumen der weitläufigen Wohnung, jene peinliche Stille, jener düster resignirte Schmerz vorwaltet, wie er eben überall dort gefunden zu werden pflegt, wo ein theueres Familienglied zum Sterben krank darniederliegt.

Und krank, sehr krank ist der reiche Herr von Strohmann. Den Reichthum hat ihm allerdings keine gutmüthige Fee in die Wiege gelegt. Durch eigene jahrelange Arbeit hatte er sich ein bedeutendes Vermögen, aber auch eine bedeutende Krankheit erworben, für welche wir wohl einen Namen, aber keine wirksame Arznei besitzen. Strohmann leidet schon lange an einem Carcinoma ventriculi, wie die schulgerechten Phathologen sagen, und am Magenkrebs, wie sich Menschen mit vulgärer Redeweise ausdrücken würden.

Gar viele Mittel wandte bereits Strohmann an und musste immer wieder mit der Ueberzeugung vorlieb nehmen, dass kein einziges helfen wollte. Er durchzog Europa sammt manchen Eilanden von Nord nach Süd, von Osten gen Westen, überall Aerzte, naive Hirten, Wundermänner und andere alte Weiber consultirend. Er besuchte auch wiederholt Carlsbad. Dort trank er mit geräuschlosem Fleisse das heisse Wasser, welches wie Hühnerbrühe schmeckt und Hühnerbrühen, welche wie heisses Wasser schmecken; allein der Krebs nahm an Umfang zu, der Kranke aber nahm an Kräften ab. Schliesslich musste er das Bett aufsuchen, und in diesem wartet er nun stöhnend und wimmernd den Schlussact seiner Lebenstragödie ab. —

Wollte es auch seiner nächsten Umgebung einleuchten, dass hier jede menschliche Hilfe ausgeschlossen sei, so waren doch die stets theilnahmsvollen, stets redseligen Muhmen und Basen, an denen Strohmann litt, anderen Sinnes und sie setzten es auch durch, dass man noch einen letzten Versuch machte.

Und als „letzter Versuch“ wurde der Doctor Glücksberg aus weiter Ferne an's Krankenlager Strohmann's berufen.

Dr. Glücksberg ist eine hohe markige Gestalt mit wettergebräuntem Gesichte, das eingerahmt von einem grauen Backenbarte, an einen Chocolade-Auflauf mit weisser Crême garnirt erinnert. Den Mangel an üppigem Haarwuchs in den vorderen Kopfregionen sucht er zwar durch die zwangsweise Transferirung eines Haarbüschels vom Hinterhaupte her abzuhelfen, allein auch die Zwangsanleihe deckt nicht gänzlich das Deficit, und er laborirt fortan an einer „hohen Stirne“, auf der er im Zustande des Denkens

mit grosser Bequemlichkeit ein Doppelgeleise von Falten anlegen kann. Zwischen den zwei grauen Augen erhebt sich als eine Art Trajanswall in der eintönigen Dobrudscha die Nase, mit ihren geräumigen Höhlen wie geschaffen zu einem Depôt für in- und ausländische Tabakssorten. Der breite Mund schliesslich mit den wulstigen Lippen entbehrt nicht eines Zuges, welcher höhnisches Selbstbewusstsein und — Durst verräth. —

Bezüglich der Kleidung des Herrn Doctors sei blos hervorgehoben, dass sie Reminiscenzen weckt an die schöne Zeit Ludwig XVI., und wie in der Kleidung, bekundet er auch in seiner sonstigen Geistesrichtung eine grosse Vorliebe für das rechte Centrum.

„Nur conservativ!“ ist die Parole, der er für sich und seine Leibeserben zugeschworen. Aus Conservatismus raucht er nur aus einer Pfeife, aus Conservatismus trinkt er nur alten Wein und aus Conservatismus cernirte er sich mit einigen Divisionen altmodisch bewaffneter Sophismen und Sentenzen, mit deren Hilfe er einen jeden frischen Ideen-Zuzug zurück zu schlagen versteht. So bleibt denn sein medicinisches Wissen nicht unähnlich der Burgruine auf hohem Felsenriffe, welche mit hohlen Augen auf die rauchenden Schlote der Dampffabriken in der Ebene herabschaut.

Ruhig und nicht ohne Ernst hört er bereits eine gute Weile der Gattin Strohmann's zu, welche ihm eine just nicht compendiöse Darstellung der Irrfahrten ihres kranken Mannes zum Besten gibt. Bei besonders wichtigen Stellen, wie z. B. nach Absolvirung des Capitels vom Curversuche beim Hufschmiede Caparche in Sachsen, glaubt sie inne halten zu müssen, und ähnliche Unterbrechungen des Schnellfeuers füllt Glücksberg mit einem ebenso schwerwiegenden als langgedehnten „Mmmmna“ aus, oder auch mit einer reichlichen Verproviantirung seiner stets nach einer Prise lechzenden Nase. —

Sobald Dr. Glücksberg die tröstliche Wahrnehmung macht, dass die Scheherezade für diesmal weiter Nichts mehr zu erzählen weiss, schreitet er vorerst zur Untersuchung der vorgereckten Zunge des Patienten. Sachte tupft er mit dem kleinen Finger auf dieselbe. „Lingua subsicca“ theilt er sich selbst mit, und den Puls charakterisirt er als „pulsus debilis et filiformis“.

„Verzweifeln Sie nicht, mein Lieber", redet er nun dem Kranken salbungsvoll zu, während er mit der Flachhand auf der hügeligen kindskopfgrossen Geschwulst in der Magengegend des Herrn Strohmann herumtappt. „Wir haben schon viel ärgere Krankheiten gesehen und curirt. Nur die neueren Doctoren lieben es, die Flinte gleich in's Korn zu werfen, sobald ihnen die Carbolsäure und die China nicht hilft. Niederreissen, zerstören was die Alten erdacht, das verstehen sie wohl, aber das Aufbauen ist nicht ihre Sache, weil sie nicht glauben. Und wer nicht glaubt, kann auch nicht hoffen!"

Mit einem verzerrten Lächeln, wobei man schier weinen möchte, reicht der Patient dem tröstenden Doctor die Hand, worauf dieser fortfährt.

„Nil novi sub sole!" Lasst mich aus mit Eueren Neuerungen. Was die Jungen wissen, haben die Alten längst vergessen. Was hilfts dem Kranken, wenn man dessen Temperatur abgemessen, wenn man auch weiss ob die aus dem Magen kommenden Zellen geschwänzt oder schwanzlos sind, was hilft es, sage ich, wenn man nicht versucht dem Kranken zu helfen. Gegen gewisse Krankheiten gibt es keine Medicin sagen die Neuerer? Pah — melius remedium anceps quam nullum, sagen wir und damit basta. Fürchten Sie nicht, guter Herr von Strohmann! Heisst es auch: contra vim mortis, nullum gramen in hortis, so sage ich, dass das Gräslein, welches Heil bringt, nicht gerade in einem Garten wachsen müsse. Man kann es auf einer Wiese oder auch im Walde finden. Also nur nicht verzagt. Sie bekommen ein Pflaster, dieses legen Sie sich auf den Bauch, dann Pulver und einen Thee „nach Bericht" zu nehmen.

Hier erhebt sich der Doctor und verschreibt ein langes und breites Recept. Vorerst kommen Pulver aus Calomel, dieser wahrhaftigen Panacea mercurialis des Herrn Glücksberg, dann verschreibt er einen Thee aus Pomeranzen- und Melissenblättern, aus Mentha und Fenchelsamen, aus Muskatblüthe und den Stipites Chiraytae, letztere namentlich von Addison warm empfohlen. Die Krone dem Ganzen setzt ein Pflaster auf, aus Emplastrum Cicutae, Emplastrum hydrargyri und dem Electuarium aromaticum cum opio. —

So, mein Guter, wendet er sich noch einmal an den Kranken, sind Sie kein Hypochonder. Sie werden und müssen genesen!

Amen! stöhnt Strohmann und der Doctor Glücksberg trollt sich selbstbewusst in den anstossenden Salon, wo schon seiner die hocherfreute Verwandtschaftsmenge des Kranken und ein schmackhafter Imbiss wartet.

Die nun folgende Debatte zwischen dem Heilkünstler und den unterschiedlichen Vettern und Basen behandelt das Kranksein überhaupt und die Krankheit des Herrn Strohmann insbesondere bis zum „Krankwerden“, wobei Dr. Glücksberg nicht ermangelt, seinen reichen Vorrath an lateinischen Sentenzen wie Meteore leuchten zu lassen. Er erzählt auch einem fleissig hüstelnden Landesgerichtsrathe in Pension, dass er sich nur schade, wenn er in einem fort Milch trinke. Salmiak und Goldschwefel wären besser für dessen Leiden; denn, setzt er erläuternd hinzu, der Salmiak schneidet den Schleim in der Lunge der Quere nach, Sulfur auratum Antimonii hingegen der Länge nach. Ganz verblüfft ob der Rede dunklen Sinn will der in rebus medicis „nicht ganz unbewanderte“ Landesgerichtsrath seine „Einwendungen“ machen; allein er kommt zu spät. Man hatte sich unterdessen wieder in die Prairie der Hoffnung und des Hoffens verirrt, und als Beleg dafür, dass der „gute“ Arzt nie die Hoffnung aufgeben solle, gibt unser Conservative eine Historie zum Besten, die wir im Auszuge hier folgen lassen.

Es war einmal ein Mann, und der Mann war arm an Geld und sehr reich an Kindern. Nun ereignete es sich, dass sein ohnehin gesegneter Hausstand durch eine neue Emission vermehrt wurde. In der ganzen Nachbarschaft war kein Pathe mehr aufzutreiben, und der neugeborene Junge sollte und musste getauft werden. Der besorgte Vater wandte sich nun in seiner grossen Noth an den erstbesten Mann, welchem er auf der Strasse begegnete. Der Fremde nahm das Anerbieten, Pathe zu sein, an, aber nur unter der Bedingung, dass der Täufling einst Medicin studiren solle. — Nach dem heiligen Acte der Taufe, machte der Pathe dem Vater des Kindes die nicht uninteressante Entdeckung, dass er der — — Teufel in eigener Person sei, und auf die gestellte Bedingung beharren müsse.

Das kleine Hänschen wuchs im Laufe der Jahre zu einem grossen Hans heran, und er wählte auch den Erwerb, welcher des Teufels werth ist, er studirte die Medicin.

Als nunmehriger Doctor Hans hatte er aber sehr viel zu thun, bis er einen Patienten zu Gesichte bekam, und dieses sein Herzeleid klagte er seinem Pathen, als er ihm einstmals begegnete. Verzage nicht, tröstete der Gottseibeiuns! Du sollst ein berühmter Arzt werden. Merke nur auf. Die Kranken, denen ich zu Häupten stehen werde, die werden sicherlich genesen, stehe ich aber zu Füssen des Patienten, dann spare deine Mühe — der muss sterben. Sprach's und verschwand.

Dr. Hans merkte sich die Lehre und wurde ein berühmter Arzt. Nun trug es sich zu, dass man ihn zu einem Grafen holte. Der Graf lag schwer krank darnieder und der Teufel — der stand ihm zu Füssen. Dr. Hans gab trotzdem die Partie nicht auf. Er entfernte sich auf einen Augenblick, dann aber trat er mit seinem Diener in's Krankenzimmer, ein Wink und das Bett war umgewendet. Der Teufel stand dem Patienten zu Häupten, und von Stund ab war er genesen. —

Sie sehen demnach, meine Lieben, perorirte Dr. Glücksberg, nachdem er die Mähr aus dem Talmud zum Besten gegeben, dass man nie die Hoffnung aufgeben solle und wenn es auch teuflisch mit der Krankheit zuginge. Sprach's und führte ein reichliches Honorar in seine Heimat, während er dem kranken Strohmann Krebs und — Hoffnung zurückliess.

Ach, die Hoffnung! Diese Anweisung auf eine bessere Zukunft ist auf den in- und ausländischen Marktplätzen jedenfalls ein schon durch seine Billigkeit beliebtes Papier. Die Hoffnung entrückt uns den fratzenhaften Gebilden der Gegenwart, dafür ideale Lieblingsgebilde der Zukunft schaffend. Somit ist sie ebensoviel werth als ein ganzer Stoss voll Nordbahnactien, wenn man sie — nur hat.

Um aber die holde Hoffnung stets und immer bei sich zu haben, wie man etwa die Sorgen stets und immer bei sich hat, darfst du, o theuerer College, nicht viel grübeln, nicht viel denken.

Forsche nicht und glaube den Autoritäten. Du kannst es nicht? Dann kannst du auch dem „Conservativen“ keine Concurrenz bieten.

Er hofft selbst und versteht es, den Leidenden wie denjenigen, die mit ihnen leiden einen Anker hinzuhalten, an den sie sich anklammern. Ob er von Eisen oder aus Stroh, darum kümmert sich der Durchschnittsmensch nicht. Er will die Stunde, die Minute fröhlich geniessen, und liebt Alle, welche ihm zum Genusse verhelfen, meidet aber denjenigen, der ihn verstimmt, mag auch in Wahrheit mehr Grund zur Verstimmung als zum Jubel vorhanden sein. —

Weisst du nun, lieber Leser, warum Dr. Glücksberg ein „berühmter Arzt aus weiter Ferne“ ist?

DER HOMÖOPATH.

Samuel Christian Friedrich Hahnemann, ein gescheidter Kopf und nebenbei Arzt, machte in einer Stunde melancholischer Anwandlung die unerquickliche Wahrnehmung, dass die Menschen trotz der bunten Menge geistreicher und geistloser Curmethoden der üblen Gewohnheit des Sterbens nicht entsagen wollen. Tief betrübt ob sothaner Halsstarrigkeit der Erdensöhne, betraute er sich mit dem Erfinden eines neuen Heilsystems. Klug wie er schon war, wusste er sehr gut, dass man, um von der Menge begriffen zu werden, ihr etwas Unbegreifliches als Grundprincip hinstellen müsse. Demgemäss legte er sich den Satz: similia similibus zurecht und erhob ihn zum alleinseligmachenden Dogma. Opium erzeugt Schlaf, folglich gebe man somnulenten Kranken Opium, um von ihnen die Schlummersucht zu bannen und sie wach zu erhalten. Ein derartiges Experiment hätte freilich gleich im Vorhinein dem Herrn Hahnemann den Lorbeer der Lächerlichkeit eingetragen, wenn er sich nicht souverän über die Anfangsgründe der Logik erhoben und mit einer genialen Unverfrorenheit behauptet hätte, dass die Medicamente desto heftiger wirken, in je kleinerer Gabe sie eingenommen werden. Eins ist mehr als zwei! Wollte er etwa das „hilfesuchende Publikum“ von der Marotte abgewöhnen, Medicamente zu schlürfen und es dahin bringen, dass es unter dem Deckmantel einer „neuen Curmethode“ im Nichts ein genügsames Auskommen finden solle? Oder wollte er gar mit einem Gran Arsen, von der Ferdinandsbrücke zu Wien in die Donau geworfen, die Osmanen am Bosporus sammt Kind und Kegel vergiften? Oder

schliesslich wollte er nur wollen, um nicht etwa auch etwas kennen zu müssen? Wir wissen es nicht, so viel trauen wir uns aber kecklich zu behaupten, dass er gewiss das nicht gewollt, was in unseren Tagen Homöopathie genannt wird, und darin theilt er, ohne ihm nahe treten zu wollen, das Schicksal grosser Reformatoren.

Das Alles haben ihm „mit ihrem Singen“ jene seiner Sektirer gethan, deren einen wir hier im Schattenrisse vorzuführen gedenken.

Unser Musterexemplar war eigentlich nach dem weisen Plane der Vorsehung dazu bestimmt, die sündige Menschheit nach allopathischen Grundsätzen von den P. T. Leibschäden zu befreien und hatte demgemäss seine Studien gemacht. — Er hört zwar auf den Namen „Doctor“, allein es wäre gewagt, wollte man gestützt auf diesen einzigen Verdachtsgrund behaupten, dass er auch den Doctorgrad erworben. Gewisse Indicien führen vielmehr auf die Vermuthung, dass er an einer der früher bestandenen niederen medicinisch-chirurgischen Lehranstalten gerade zureichende Bildung genossen, um als Patron der Chirurgie ärztliche Praxis ausüben zu dürfen. Doch sondiren wir nicht zu tief diesen wehen Punkt, der um so wesenloser ist, als es unter den Herren Homöopathen überhaupt keine Rangesunterschiede gibt. Similis simili gaudet! Böswillige argumentiren freilich, dass es eben dieser echt demokratische Brauch gewesen, welcher unseren Helden bewogen hatte, unter die Homöopathen zu gehen; allein der Wohlwollende verschliesst sein Ohr dem Geschwätze der Spötter. — Ja, wir sprechen sogar den anderweitigen Muthmassungen über den Grund der in Rede stehenden Wandlung geradezu jedweden Anspruch auf Glaubwürdigkeit ab. Nicht war es der Streit mit den Apothekern, auch hat nicht die Allopathie für ihn Symptome schauriger Unfruchtbarkeit angenommen, und schliesslich hegte er gar nicht die Absicht, das Denkvermögen auf Ferien zu schicken — er bekannte sich zur Lehre Hahnemann's lediglich aus „Ueberzeugung“, wie es schon so Sitte ist unter der hochachtbaren Gilde der Renegaten!

Und seitdem er Homöopath geworden, gehört zu seiner hervorragenden Eigenschaft ein riesiger „Adamsapfel“ am langgedehnten dünnen Halse. Er trägt nämlich kein Halstuch, dagegen trägt er

kurzgeschorenes röthliches Haupthaar, eine der Unendlichkeit zustrebende spitze Nase, Elementarbegriffe eines Backenbartes, etwas schief in die Welt schauende blaue Augen und eben so weite als tiefe Taschen in den Rockschössen.

In diesem Departement des Rückwärtigen ruhen dessen stete Begleiter, die „Apotheken“. Diese bestehen bekanntlich aus kleinen Etuis, enthaltend kleine Fläschchen, die gefüllt sind mit kleinen Kügelchen. Und, wie schon eingangs erwähnt wurde, je weniger die weissen Streukügelchen von den Medicamenten enthalten, desto intensiver, desto grausiger ist die Wirkung derselben. Je mehr Staatsnoten gedruckt werden, einen desto grösseren inneren Werth haben sie!

Doch nicht allein das Medicament, oder eigentlich die Medicamentenidee ist die Urheberin grosser Thaten. Die „Mittel“ wirken auch durch den „Odem“, den ihnen Lutzke, Putzke oder ein anderer Scheich-ul-Islam der homöopathischen Gläubigen eingehaucht. So wenigstens lautet die instructive Behauptung unserer Homöopathen.

Irgend ein verzweifelnder Vater behauptete einst, dass nur jener Vater glücklich zu nennen sei, der gar keine Kinder besitzt. Nun auf dieses Glück kann unsere Vorlage zu dieser Zeichnung keine gesetzlich begründeten Ansprüche erheben. Der gütige Himmel, die Vorsehung oder irgend eine andere weise Staatseinrichtung bedachte ihn im Gegentheile mit einem Familiensegen von gar nicht homöopathischer Dosirung. Und die schöpferische Allmacht, welche in ihrer weisen Fürsichtigkeit im Winter die Flüsse zufrieren lässt, damit nicht Menschen ins kalte Wasser fallen, wusste auch diesmal ganz wohl, was sie that. Nicht das Weib allein, sondern auch die lebendigen Beweise legitimer Liebe sollen dem Familienhaupte eine Aushilfe sein.

Ein Besuch in der Wohnung unseres Homöopathen liefert auch den Beweis, dass Mutter und Kinder thatsächlich bei der Fabrikation der Heilmittel nicht zu unterschätzende Dienste leisten. Sie zerstäuben Milchzucker, formen Streukügelchen, verdünnen Tincturen und säubern Fläschchen, die sie mit Tropfenideen und mathematischen Punkten füllen. Und sobald man mit dieser Arbeit fertig, erfolgt die Ernennung der Fabrikate zu homöopathischen „Mitteln.“

Kleinfritzchen, an Wochen- und Feiertagen zu keiner nennenswerthen Kunstleistung tauglich, hat den schönen Beruf, die einzelnen Fläschchen mit den herzig kleinen Vignetten der homöopathischen Nomenclatur auszustaffiren. Der putzige Junge vollführt die ihm gewordene Aufgabe mit Lust und Freude, da auch sonst die Schmierigkeit zu seinen Privattugenden zählt. Ohne just dem Laster des Nachdenkens anheimzufallen, überlässt er dem Zufall den weitesten Spielraum, was ihm um so leichter ankömmt, als er mit der Kunst des Lesens noch gar keine Bekanntschaft gemacht hat. Den Streukügelchen bleibt es schliesslich ganz gleichgiltig, ob sie Arsen, Lachesis oder Hyosciamus heissen, und die Wirkung derselben wird durch eine derartige Procedur eben auch nicht merklich alterirt.

Der Hauptzweck der „Mittel“ besteht darin, dass sie verkauft werden, und den Verschleiss derselben besorgt der Homöopath in eigener Person, sei es nun en gros oder en détail, mit oder ohne den befruchtenden „Odem“ Lutzke's oder Putzke's, der auch telegrafisch zu beziehen ist.

Geleitet von der humanen Absicht, seinen Industrie-Producten reichliche Absatzquellen zu erschliessen, cultivirt er die Didaktik in Gestalt des populären Vortrages. Was unser Adept Hahnemann's weiss oder nicht weiss, sucht er in leichtfasslicher Vortragsweise zum Gemeingut Jener zu machen, die den „Glauben“ an die Homöopathie haben — können. Am liebsten wählt er ältliche Damen, Schulmeister, Förster, Pfarrer und überhaupt Väter eines gesegneten Familienstandes zu Zuhörern seiner Bergpredigten. Er spricht da mit heissem Eifer von seinen „Mitteln“, und erzählt die Wunder, welche er mit ihrer Hilfe vollbracht, namentlich in solchen Fällen, wo bereits die Allopathie mit ihren Krupp'schen Dosen die Rückzugslinien abgeschnitten hat. Die unheilvolle Allopathie als „Erfindung des Teufels“ wird im athemlosen Wortgedresch natürlich schwarz wie Kienruss angestrichen. Als Emanation des Materialismus richtet sie die menschlichen Körper ebenso zu Grunde, wie der Materialismus in eigener Person die armen Seelen in Fluch, Verderben und Hölle stürzt. Unseren Homöopathen ärgert es förmlich, dass er sich ärgern muss über die Verblendung des allopathischen

Anhanges; allein er ist nur Mensch und da kann er sich der Steigerung der Affecte eben so wenig erwehren, wie der Bornirtheit und Heuchelei.

Wir wissen nicht genau, wie es just mit seiner religiösen Leibesbeschaffenheit in Wirklichkeit bestellt ist. Der Mensch überhaupt und unser Held insbesondere zeigt sich ja nicht gerne im Negligé der Gesinnung. Soviel jedoch müssen wir im Interesse der Wahrheit zugeben, dass er bei Gelegenheit seiner Bergpredigten gar liebliche Hymnen auf den Glauben anzustimmen pflegt. Wer homöopathisch curirt werden will, heisst es im salbungsvollen Tone, der müsse zunächst und vor Allem „die Vorrathskammer des Glaubens" gut gefüllt haben. Wer viel glaubt, der denkt wenig, und wer wenig denkt, der kauft sogar — — homöopathische Apotheken, die mit acht Gulden per Stück zu haben sind. Acht Gulden für einen Gesundheitssprudel in der Westentasche sind, wie jeder Rechtdenkende zugeben wird, kein exorbitanter Preis, und es darf nicht Wunder nehmen, dass die Manchester-Schule mit ihrer Devise: „kleiner Profit, grosser Absatz", sich auch in diesem Falle bewährt.

Die Homöopathie verlangt, wie schon angedeutet wurde, einen intensiven Glauben, frei von den Schlacken der Grübelei über Ursache und Wirkung; denn die „Mittel" wirken nicht chemisch, wie z. B. nicht jeder Unsinn einen Sinn haben müsse. Sie wirken nur dynamisch, und die Wirkung derselben ist eine desto grössere, je kleiner, je ungreifbarer die Menge. Was ist z. B. die Chamomilla der Allopathen gegen Zahnschmerz? Ein wahrhaftiger Schatten im Vergleiche zur homöopathischen, welche nach Schl. in der zehnten Verdünnung „jeden Zahnschmerz" stillt, und nach K. sogar den Scheintod verschulden kann. Die Biene (Apis) ist fürchterlich in ihrer Wirkung aber nur linkerseits, der Kaffee erzeugt schon in der achten Verdünnung Apoplexie, doch der schrecklichste der Schrecken ist die Carbo — die gemeine Holzkohle. Sie ruft nämlich auch in der jetzigen theueren Zeit einen rasenden Hunger hervor. Hyosciamus heilt den Geiz, Oleander die Traurigkeit, und die Belladonna verhilft zu einem schmackhaften Schläfchen, wenn man gerade einer Vorlesung über Homöopathie anwohnt. Ein leibhafter Tausendkünstler

bleibt schliesslich doch der Sulfur; indem er 1·079 leider nicht mehr Krankheiten heilt. Wer es nicht glaubt, der lese gefälligst die dritte Seite der Einleitung zur homöopathischen Lehre von Lutze.

In dieser und noch gediegenerer Weise hält der Homöopath in trauten Cirkeln seine Vorträge, warnt vor allerhand Gerüchen, stellt in Aussicht ein langes Leben, wenn man nicht früher sterben sollte und spricht überhaupt viel von der Sache, wenig aber zur Sache. — Neben der wohlbewanderten Zunge in der schalen Redekunst gehört noch zu den blendenden Tugenden des Homöopathen ein eminenter Geiz, ein hoher Grad von Selbstschätzung und ein schaudererregender Hass gegen Allopathen. In seinem bescheidenen Sinne hält er sie für Rebellen gegen die Autorität des Nichts, für genusssüchtige Verehrer der groben Materie, ja manchmal sogar für Abkömmlinge jenes Einhufers, auf dem der Herr in Jerusalem eingezogen ist. Diesen Hass hegt er aber nur im Princip, in der Praxis sucht er ihn zu verbergen, sobald er mit einem derartigen „Collegen“ zusammenkommt; ja, er glättet ihn sogar mit Sammtpfötchen, um ihn vielleicht doch zu bekehren. —

Eine merkwürdige Erscheinung in der That! Die Allopathen sehen in ihren ehrenwerthen Herren Collegen eine Art armer Verwandten — je weniger desto besser, anders die Homöopathen. Ein Jeder von ihnen organisirt sich zu einem Werbebureau, um den Treuen Hahnemann's Verstärkungen zuzuführen. Sie fahnden förmlich auf Zunftgenossen; denn je grösser die Heeresmacht, ein desto ausgedehnteres Terrain nimmt sie ein, desto wahrscheinlicher ist auch der Erfolg!

Um schliesslich keine der bemerkenswerthen Eigenschaften des Homöopathen zu übergehen, sei noch angeführt, dass er gerne auf ausländische Diplome reflectirt, Manches für „Fachblätter“ schreibt, wenig liest und viel vergisst. Er raucht nicht, schnupft nicht, stillt hingegen mit Vorliebe Hunger und Durst mit allopathischen Dosen, so dass zeitweilig Nacken und Unterleib horrende räumliche Erweiterungen erfahren, und hierin theilt er das traurige Schicksal so Mancher, welche den Glauben propagiren ohne selbst viel zu — glauben. —

DER CYRULIK.

Mit rastlosem Eifer ebnet und glättet die Civilisation den Weg zur Gleichheit, und sie ist unermüdet im Schaffen von Verhältnissen und Zuständen, an denen die treuen Unterthanen der diversen Landesväter in gleichmässiger Weise participiren.

Stehende Heere, Staatslose, schlechte Zeiten, Schleppen und dergleichen fehlen kaum irgendwo — doch trotz alledem hat jedes Ländchen seine Sitten, seine Gebräuche, seine ausschliesslich privilegirten Eigenthümlichkeiten. In Italien blühen Citronen, reifen Orangen, gedeihen Bannstrahlen, die unfehlbar — nicht treffen, Rumänien hat das Nachsehen, Blatternepidemien und Judenkrawalle, und in Galizien stösst man auf Concurse, Viehseuchen, Wallfahrten und Cyruliken.

Bei aller Achtung und Ehrfurcht vor der bodenlosen Gelehrsamkeit des In- und Auslandes, wagen wir es dennoch zu meinen, dass ihr der Cyrulik ein unbekanntes Gewächs ist. Diese Lücke im Wissen könnte jedoch eine Ausfüllung erfahren, falls die nachfolgenden Zeilen der Lectüre gewürdigt und dem Gedächtnisse incorporirt würden. —

Wir entbehren leider der Geläufigkeit, die Neugierde durch zierliche Redewendungen vorerst eine Weile zu reizen, es sei uns daher vergönnt, den Stier frischweg bei den Hörnern zu packen.

Der Cyrulik, etwa gleichbedeutend mit dem Bader oder Barbier anderer Länder, gehört zur weitverbreiteten Familie der Säugethiere und bildet eine Art aus der Gattung Mensch. In der Jugend ist er gewöhnlich ein Knäblein, ausgestattet mit allen jenen

Merkmalen, die den Abgang sittiger Verschämtheit für die Zukunft erwarten lassen. Als Anhänger des Princips der Selbsthilfe lässt er sich als solcher Vergehen gegen die persönliche Sicherheit fremder Obstbäume zu Schulden kommen, gefährdet den normalen Gliederbestand befreundeter Nachbarkinder, und erlaubt sich feindliche Invasionen in die Gemarkung der häuslichen Wirthschaft. Die Erziehung des Kleinen leitet ausschliesslich dessen Erzeuger, der, ergraut im Handwerke, dasselbe durchaus nicht aussterben lassen will. Vorerst wird der Range täglich zum Beten und dann zur „Arbeit" angehalten, doch findet es dieser nicht für opportun, den lieben Herrgott viel mit Petitionen heimzusuchen, und die „Arbeit" beschränkt sich auf äusserst stümperhafte Versuche, einen Schädel kahl zu scheeren, ein Kinn glatt zu rasiren, oder einen angehenden Weltbürger hinterher von Unterleibsqualen zu befreien. Von sonstigen schönen Künsten cultivirt er die — Faulheit.

Ausgewachsen wird er Mann, misst fünf Schuh und einige Zoll und ist Meister in seinem Fache, ein veritabler Cyrulik. Als solcher kommt er überall in Galizien und Polen als fossiler Ueberrest aus der Alluvialzeit der Menschencultur vor, liebt Canarienvögel, hasst die Aerzte, ist äusserst blutdürstig und nährt sich von den Krankheiten der Menschen. — Beim Diagnosticiren der Gebrechen Anderer weiss er seinen Kopf vor jeder Anstrengung zu bewahren, die Auswahl der „Mittel" ruft in seinem Inneren keinen Kampf hervor, und hilft er nicht dem Kranken, so verhilft er jedenfalls sich zu einem anständigen Auskommen.

Um jedoch zu einer gründlichen Kenntniss der Naturgeschichte des Cyrulik's zu gelangen, müssen wir gleich hier ausdrücklich bemerken, dass er eigentlich in drei Unterarten zerfällt; in den herumvagirenden, zahmen und wilden.

Sobald die Störche heranziehen und die Fröschlein ihre herzigen Loblieder auf den Herrn anstimmen, durchstreift der herumvagirende Cyrulik Berge und Wälder, allwo er einen ausgedehnten Hausirhandel mit Blutegeln treibt und so nebenbei jeder Zukunftshyperämie im menschlichen Körper durch reichliche Blutentziehung vorbeugt. Dank den populären Vorträgen früherer Aerzte,

wie der einheimischen Urgemüthlichkeit, leidet jeder agrikole Bewohner Galiziens an Blutüberfüllung, welcher schon gar beim Herannahen der wärmeren Jahreszeit nach dem unerforschlichen Gesetze der Wiederkehr gesteuert werden muss. Werden dann die Gesichtszüge fahl, stellen sich Gliederreissen, Ohrensausen, Appetitlosigkeit und wie sonst die Symptome der Blutleere heissen mögen, ein, so schiebt unser Bäuerlein die Schuld wieder dem bösen Blute in die Schuhe, und man sieht der Ankunft des Erlösers, des herumvagirenden Cyrulik's, mit Sehnsucht entgegen, welcher den Feind sachte zur Thüre hinausbefördern soll. Und an solchen Tagen ohne Wahl zuckt der Stahl, und hoch im Bogen spritzen Venen Bluteswogen, dass dem Schnäpper das Herz im Leibe lacht. Bei dieser guten Gelegenheit werden auch allerhand Arcana dem Meistbietenden hintangegeben; und zwar wie Hans Sachs singt:

Für das Faul [1]) und das Zipperlein,
Für die Blawhusten und den Weinstein
Für den Meuchler, sankt Urbansplag [2])
Vorm Grimmen ob dem Spiel, ich sag,
Für die Eifersucht und das Sehnen,
Für Laufend [3]) Krampff und bösen Zenen,
Darzu mancherlei Würtz ich han,
Nagwurtz, Senfft und Enzian,
Petrolium und Wurmbsamen,
Triackes und Mückenschwammen. — —

Auf diesen Wanderzügen arrivirt es manchem Cyrulik, dass er auch den Satzungen der allgemeinen Wehrpflicht blutige Opposition macht. Unverbürgten Gerüchten zufolge soll es nämlich Jünglinge geben, welche den ritterlichen Kriegerstand perhorresciren und die Vertheidigung des theueren Vaterlandes bereitwilligst Anderen überlassen. Um nun dieses edle Vorhaben ausführen zu können, schliessen sie Schutz- und Trutzbündnisse mit irgend einem wandernden Blutzapfer, der es trefflich versteht, durch Verstümmelung des Rekruten-Aspiranten dem Staate Wunden zu schlagen. Wie Augen angestochen oder äussere Gehörgänge zum Verwachsen gebracht werden, weiss mancher Wander-Cyrulik, wissen auch Aerzte und

---

[1]) Faulfieber. [2]) Wechselfieber. [3]) Durchfall.

Nichtärzte, wozu also mit gelehrten Abhandlungen über diesen Gegenstand ferner langweilen?

Das Geschäft unseres Helden blüht bis zur Heuernte, dann zieht er sich in seine heimathlichen Gaue zurück, wo er eine erspriessliche commercielle Thätigkeit entfaltet oder auf dem nicht mehr seltenen Felde des Kartenspiels ein „ehrliches" Auskommen sucht. —

Der zahme Cyrulik findet sich in stärker bewohnten Städten, hört auch schon auf den Namen Barbier, und nennt sich bei feierlichen Anlässen „chirurgischer Gehilfe".

Sein Verhältniss zu den Aerzten des Ortes ist freilich ein etwas gespanntes, er vermeidet jedoch die acute Form der Fehde und lässt nur die offenkundige Verfolgung seiner Person oder ein Verkennen seiner Geschicklichkeit seitens eines Doctors als casus belli gelten, dann ist er aber auch grimmig in seinem Zorne und der Angreifer wird zum Verfolgten; denn gegen Gemeinheit kämpfen selbst Doctoren vergebens.

Gemeinhin pflegt der Zahme im Vasallen-Verhältnisse zu irgend einem Ortsarzte zu stehen. Die Verpflichtungen des Vasallen bestehen in dem Lehensgehorsam, in der Lehenstreue, und in Lehensdiensten, welche wieder in ordentliche und ausserordentliche zerfallen. Zu den ersteren gehört vor Allem die Kriegshilfe im Kampfe mit anderen namentlich älteren Collegen, und zu den letzteren rechnet man die Hilfeleistung bei intendirten Reisen, Kindstaufen, Krankheitsfällen und anderen freudigen Anlässen im Hause des Lehensherrn. Dagegen hat dieser seinem Vasallen gegenüber Verpflichtungen, welche in der „Lehens-Protection" culminiren, d. h. der zahme Cyrulik erfährt vom befreundeten Arzte kräftigen Schutz gegen jede seinen heilkünstlerischen Excursionen drohende gesetzliche Gefahr. — Wenn auch der „chirurgische Gehilfe" kein Freund offenkundiger Grenzüberschreitungen seines stricten Wirkungskreises ist, so liebt er es doch, als eine Art Schmuggler in das rein ärztliche Territorium einzufallen und da sündhafte Versuche zu machen, den Tod zu überrumpeln und zu vernichten, wobei ihm freilich oft das Malheur arrivirt, dass er den unrechten Mann, d. h. den Kranken trifft; allein dann greift eben die Lehens-Protection schützend ein.

In der Wohnung des Barbiers scheint die achte der sieben Todsünden, die Unreinlichkeit, das Niederlassungsrecht acquirirt zu haben, doch das kommt vom Handwerk, welches unser Held mit Grazie und Geläufigkeit zu executiren versteht. Beim Scheeren des Haupthaares passirt es zwar, dass er zeitweilig das gewiss unschuldige Ohrläppchen in Mitleidenschaft zieht, dafür vermeidet er das Staffelförmige in der Tonsur; ingleichen weiss er unter zartem Indiehöheziehen der Nasenspitze den Bart glatt abzumähen, wobei er höchstens dem Kinn ein schreiendes Unrecht zufügt, und wenn er einen wehen Zahn zieht, so wächst gewiss kein zweiter nach; wozu auch? damit man etwa Gelegenheit habe zu neuen Schmerzen zu gelangen! Mit nicht minderer Fertigkeit beherrscht er das übrige Terrain seiner Artistik.

Einen eigenen Abschnitt im Lebenslauf des zahmen Cyrulik's bildet das Warten wohlhabender Kranken. Hiebei steht er jedenfalls höher als jene bezahlten Nachtwächter, die schlafend über das Wohl des Kranken wachen. Wie schon aber nichts hienieden vollkommen, leidet auch unser Cyrulik bei all' seinen eminenten Eigenschaften an einem Cardinalfehler, an dem Fehler einer schalen Geschäftigkeit. Vier — auch sechsmal des Tages rennt er zu seinen Pflegebefohlenen, richtet an dem Krankenlager, greift dem Patienten den Puls, beguckt dessen Zunge, betastet den Unterleib, bläst ihm die Suppe kalt, regalirt den Kranken mit Thee, Eingesottenem, Candiszucker, belegt ihn mit Vesikantien und sucht ihn überhaupt oben und unten, vorne und hinten mit jedenfalls unerwünschten Operationen heim. Und ist der Born seiner „streng ärztlichen“ Kunstfertigkeit erschöpft, greift er zum Schatz seiner narativen Begabung und hält Vorträge theils didactischen, theils humoristischen Inhaltes, wobei er sein Leben gerne herzlich mitlacht.

Es lässt sich nicht läugnen, dass Witz und Humor gröberer Sorte unter den zahmen Cyruliken endemisch auftritt, ebenso kann man ihnen publicistisches Talent nicht streitig machen, nur pflegen sie die goldene Mittellinie der Wahrheit gerne aus dem Auge zu lassen.

Das Aeussere des Barbiers verräth an Sonn- und Feiertagen eine socialdemokratische Eleganz. In seinem Auftreten strebt er

einen feinen Ton an, und seinen Collegen gegenüber kann er ebensowenig Neid als Unduldsamkeit verbergen. Und um seine geistige Prävalenz zur Geltung zu bringen, kleidet er Frau und Kinder nach der neuesten Façon und befleisst sich in der Alltags-Conversation technisch-medicinischer Ausdrücke, die dem Originale wie ein Ei dem Elephanten ähnlich sehen. Er verordnet „Gwente Mathei“ [1]), spricht von „Stockkar“ [2]) und legt eine „Pimpinell“ [3]) an.

Die Mussestunden füllt unser Mann mit zoologischen Studien aus. Natürlich wendet er dabei dem Blutegel eine grosse Aufmerksamkeit zu, indem er an bereits benützten Exemplaren dieses wohlthätigen Gewürmes, Wiederbelebungsversuche anstellt und die noch nicht benützten vor einem schmählichen Untergange zu wahren sucht. So en passant ertheilt er auch Amseln und Schwarzblattl'n Gesangsunterricht und nimmt gymnastische Uebungen mit seinem Leibhündchen vor, das stets nach neuestem Schnitt frisirt ist und Amor heisst. Dieser Name ist jedenfalls treffend gewählt; denn der „Zahme“ liebt ebenso die Liebe wie der „Wilde“. — Ich kannte einen „Wilden“, der sich in seinem achtzigsten Lebensjahre zwei Rippen brach und ein etwa zwanzigjähriges Mädchen als Gattin heimführte. Auf die Frage, ob denn von dieser Ehe Nachkommen zu hoffen seien, meinte er: „Ich hoffe nicht, ich — — — fürchte!“ —

Hiemit ist noch lange nicht die Charakteristik des wilden Cyrulik's erschöpft, dazu bedarf es noch einiger Striche, die in Kürze angebracht sein mögen.

Um die Musterprobe zu unserer Skizze in dessen idyllischer Zurückgezogenheit beobachten zu können, begleite uns, lieber Leser, nach einem jener Orte wo die Gänse auf ihren Spaziergängen zu den Fenstern hineinschauen.

Da abseits von den grossen Communicationsadern der civilisirten Welt, in einem engen Kesselthale, aus dem nur holprige Stege führen, hat sich unser „Wilde“ seine Hütte gebaut, die ebenso miserabel zusammengeklebt ist wie jene der anderen Inwohner des dasigen Marktfleckens und die nur durch einen oberhalb der Eingangs-

---

[1]) Unguentum Althaeae. [2]) Stock-Katarrh. [3]) Fontanelle.

thüre baumelnden rothen Holzteller die Perle verräth, welche sie, einer Muschel gleich, im Inneren birgt.

Diesmal würde ein Besuch in der Wohnung des Cyrulik's kaum zum Zwecke führen. Er befindet sich auf der Reise. Dort auf jener grünen Anhöhe mit der Aussicht auf Kartoffelfelder, Misthaufen und Zwetschkenbäume geht er seines Weges fürbass, um einen armen Nebenmenschen dem Tode zu entreissen.

Laib Stachelbaum ergibt in seinem Querdurchmesser kaum nennenswerthe Ziffern, dagegen stellt dessen Höhe eine ins Unendliche laufende gerade Linie vor. Das Haupthaar ist kurz geschnitten, von den Schläfen wallen Löckchen in Korkzieher-Windungen herab, und das Kinn ziert ein Bärtchen, dessen Ende dem Princip des Dualismus huldigend, in zwei feindlich von einander abgewendete Spitzen ausläuft.

In früheren schönen Tagen, als noch im Gegensatze zur Bartfreiheit der Gegenwart, nur die Herren Demokraten, Bettler und Juden die männliche Zierde am Kinne in schauderhafter Urwüchsigkeit zu tragen pflegten, bildete sich die landläufige Sage heraus, dass der Cyrulik für gewöhnlich zwar kein Demokrat, dafür aber ein Jude sei. Und in der That scheint hier die semitische Abstammung eine Regel mit äusserst geringen Ausnahmen zu bilden. Und warum sollte Stachelbaum gerade die Ausnahme sein?

Nein, seine verschmitzt blinzelnden schwarzen Aeuglein protestiren ebenso gegen jede diesbezügliche Zumuthung, als es die Adlernase mit der sachten Ablenkung gegen Nord-Nord-Ost thut. Genau befolgt er die Satzungen Mosis, und wenn er noch Anderes vollbringt, so gehorcht er da nur seinen medicinischen Kenntnissen.

Gleich das breite steife Halstuch, welches er trägt, und das eine Inlage von 5—6 Bogen Löschpapier enthält, zeugt von der medicinischen Begabung Stachelbaum's, da nach seiner Ansicht: „Fliesspapier im Halstuche gut ist gegen Halsschmerz und Fluxionen".

Die Blösse des übrigen Körpers deckt ein schwarzbrauner Talar, der nebst einigen nicht unbedeutenden Havarien nichts Auffälliges aufweist. Unterhalb der rückwärtigen Mittellinie dieses Gewandes guckt das Ende einer Fuchsruthe neugierig hervor; denn

ein Fuchsfell rückwärts getragen, besagt der Koran unseres „Wilden“ schützt vor Gliederreissen und „blinde“ Hämorrhoiden.

Mit dem Wanderstabe in der Hand greift er mächtig aus, bald steht er am Krankenlager des Ackerbauers, zu dem man ihn beschieden. Beim Eintreten in die russige Stube richtet er vorerst an das jammernde Eheweib den kategorischen Befehl, für ihn eine Henne zu besorgen und für den allfallsigen Bedarf eine Anleihe zu contrahiren, worauf er ohne viel zu fragen, zu untersuchen und zu forschen, die Feindseligkeiten gegen die Krankheit beginnt.

Die Plänklerkette beziehen Blutegel, je mehr, desto besser für — die Rechnung, auf den Flügeln greift der Schnäpper ein, und der Centralstoss wird mit dem Schröpfkopf geführt, wo und in welcher Körpergegend gleichviel, der Zweck ist erreicht, die Krankheit „entzweigerissen“. — Nun rückt das zweite Treffen heran. Einige mitgebrachte Mandeln werden mit Wasser in einer Schüssel zerrieben, etwas Salpeter wird beigemengt und die „kühlende Mixtur“ ist fertig, damit aber „die“ Brand sich nicht „zuwerfe“, heftet Stachelbaum unter Selbstgesprächen, die ebenso den Grundsätzen der Logik, als den feinen Sitten der Grammatik Hohn sprechen, dem ächzenden und stöhnenden Patienten ein „Perpetuum“ auf's Genick, und um die Säfte vom Kopfe zu ziehen, greift aus verdecktem Hinterhalt die Reserve in die Action ein. Da jedoch der Kranke noch immer keine Linderung des Leidens verspüren will, bekundet der Heilkünstler die nicht üble Lust, seine Geschicklichkeit an den Zähnen des Maltraitirten, als dem „wahren Sitze“ der Krankheit, zu erproben — — — und da erst schützt der Kranke Wohlbefinden vor, und Stachelbaum erklärt seine Mission vollbracht, und den erst recht Schwerkranken gerettet zu haben.

Er packt sein Arsenal zusammen, und beladen mit diesem tritt er in Gesellschaft einiger Gulden, eines Topfes voll Honig und eines Huhnes den Heimweg an, diesmal jedoch nicht mehr nach Art der Apostel, sondern hoch zu Rosse auf einem edlen Ackergaul, welches weder im Rennen, noch im Gehorchen zum Muster dienen kann.

Zu Hause angelangt, stösst Stachelbaum auf eine bereits harrende Klientenmenge. Im Marktflecken ist eben Wochenmarkt und

an Wochenmärkten liebt es der galizische Bauer, in der Schänke und beim Cyrulik sich Raths zu erholen.

Sechs Patienten lechzen nach einem Aderlass. Im Nu sitzen sie in einer Reihe, die linken Arme sind wie Wegweiser vorgestreckt, die Aermel zurückgeschlagen und helle Blutstrahlen rieseln in Schüsselchen, die jeder Kranke selbst hinhält. Ein feistes Bäuerlein hatte den gewiss lobenswerthen Entschluss gefasst, das Alltägliche zu meiden und sich aus der Stirnvene abzapfen zu lassen. Die Vorbereitungen zum grossen Werke leitet er selbst. Nachdem er ein zusammengewundenes Tuch um den eigenen Hals geschlungen, ersucht er ehrenwerthe Nachbarn, sie möchten solches recht kräftiglich anziehen.

Was thut man nicht Alles aus Nächstenliebe? Sie ziehen mit männlicher Kraft . . . und wenn auch der Strangulirte die Zunge vorstreckt, wenn auch dessen Augen Miene machen, aus den Höhlen zu emigriren, so hat es doch nichts zur Sache, denn der Hauptzweck ist erreicht; die Stirnvene ist fingerdick angeschwollen — tschick — und das Gesicht ist reichlich mit frisch rinnendem Blute besudelt.

Nach dieser Operation hat unser „Wilde" einen Process auszutragen. Ein bukolischer Jüngling liess sich während der Abwesenheit des Cyrulik's von dessen Gattin einen Zahn nehmen und bezahlte dafür die geforderten dreissig Kreuzer. Nun hatte er aber in Erfahrung gebracht, dass am Nachbar eine ganz gleiche Operation für nur fünfzehn Kreuzer vollbracht worden ist, weswegen ihm eine Ausgleichung der Differenz sehr erwünscht wäre.

Kaum hat er aber seinen Vortrag beendigt, sitzt er schon auf einem Schemel, Stachelbaum reisst ihm den Mund auf und den erstbesten Zahn aus, bemerkend: „Diess für die zweiten fünfzehn Kreuzer, Stachelbaum ist nicht schmutzig".

Während all' diess im Vordergrunde der Stube spielt, intendirt dort im Winkel der Sprössling des „Wilden" den Schädel eines Hebräers mit einschneidender Genauigkeit kahl zu rasiren, während die Frau Cyrulik mit den Abgezapften und Geschröpften um das ausstehende Honorar in Unterhandlung steht. Die Rede-

wendungen, deren sie sich bedient, erinnern an jene, welche unter den handeltreibenden Weibern des Fischmarktes gang und gäbe sind.

Der Klientenkreis des „Wilden“ dehnt sich übrigens auch auf Diener des Herrn, Wirthschafterinnen und Edelleute aus, deren Stammbaum gerade nicht bis zu den sieben Weisen Griechenlands hinaufreicht. Und eben diese „Intelligenz“ ist es, welche des Quacksalbers Ruhm in ferne Regionen zu tragen weiss.

Von Specialitäten cultivirt der „Wilde“ äussere und „innere“ Hautkrankheiten und die Gynäkologie. Erstere behandelt er zwar nicht mittelst ,,Correspondenz“, steht aber bezüglich mancher Zusagen und anderen Unarten kaum jenen nach, die es ja thun. Und in der Gynäkologie? Da verhilft der „Wilde“ vorzüglich und ausschliesslich mancher Schönen zu frühzeitigen — Kindesnöthen. So erzählt man sich's, haarscharfe Beweise fehlen freilich und das ist gut für den — Cyrulik.

DIE „MADAME".

Wie männiglich bekannt, ist der Mensch in seiner exquisiten Unbeholfenheit nicht einmal im Stande, ohne die Hilfe Anderer geboren zu werden. Der Herr der Heerschaaren schuf daher in seinem unerforschlichen Grimmzorne die Hebammen.

Diese äusserst nothwendigen Erzeugnisse der Vorsehung sind nicht aus einem Gusse hervorgegangen und zerfallen in zwei Classen: in „Ungeprüfte" und „Geprüfte".

Die ungeprüften Hebammen gedeihen wohl an allen Orten, kommen aber vorzüglich in abgelegenen, waldreichen Gegenden vor, wo sie, geleitet von einer tüchtigen Portion angeborener Bornirtheit, ohne jedwede Vorbildung dem Handwerke der Geburtshilfe obliegen. Andere ihrer Eigenheiten übergehen wir mit jenem classischen Schweigen, welches hart ans Gebiet der stillen Verachtung streift.

Die geprüfte Hebamme, die „Madame", hat an einer geburtshilflichen Lehranstalt innerhalb weniger Monate eine dürftige Dressur erlitten und macht Städte und Marktflecken durch ihr geschäftiges Treiben unsicher. Warum eine gar so kurze Spanne Zeit zu ihrer „vollkommenen" Ausbildung hinreichte? Faule Früchte fallen schneller vom Baume!

Unter anderen nicht genug zu rühmenden Tugenden, haften der „Madame" drei äusserst merkwürdige Eigenschaften an. Sie entbehrt jener Reize, welche gemeinhin nur der Jugend zuzukommen pflegen, besitzt dagegen am Kinne eine wohlbeleibte Warze mit obligatem Haarbüschel und leidet endlich an traditioneller Unfruchtbarkeit. Bei den Schustern ist bekanntlich das Barfüssige Mode!

Die Behausung der Hebamme liegt nach einem herkömmlichen Situationsplane in einem stillen Gässchen, und besteht aus einem Zimmerchen sammt Alkoven. Letzterer soll in seiner trauten Heimlichkeit eine bedeutende Rolle in der Geschichte der Menschencultur spielen, worüber namentlich die Nachbarinnen in ihrer bekannten Wachsamkeit „Bemerkungen" zu machen pflegen, ohne aber mit bestimmten Anklagen aufzutreten, da „kleine" Ursachen grosse Folgen nach sich ziehen könnten. Uebrigens verräth ja das Beherbergen armer Verlassenen einen edlen Zug der Nächstenliebe.

Im Wohnstübchen herrscht eine musterhafte Ordnung. Weisse Linnen verhüllen die Reize der Schlafstelle, über welche die heil. Patronin sammt geweihter Palme hängt. Auf einem Nipptischchen ruht unter Anderem ein corpulentes Gebetbuch, welches unverkennbare Spuren starker Abnützung trägt, und hart daneben kann man ein Spiel längst ausgemusterter Karten sehen, welches die Aufgabe hat, in Stunden der Musse eine Art Zukunftsspiegel abzugeben. — Wer aus der Vergangenheit Nichts lernen, die Gegenwart nicht begreifen will, sucht in der Zukunft Belehrung! Die anderweitige Einrichtung ist nett, einfach. Ingleichen leidet auch die Toilette der „Madame" nicht an Ueberladung. Sie zeichnet sich lediglich durch Reinheit und einen ausgiebigen Stärkeaufwand aus. — Der übliche Hut ist ihr ein Gräuel, und sie trägt daher eine Haube mit Bändern, deren Farbenauswahl gerade keine gediegenen Kenntnisse der Farbenlehre verräth. Bei besonders feierlichen Gelegenheiten ziert sie zwar ihr Haupt mit einem „geschlossenen" Hute, allein dieser pflegt eine gewisse Familienähnlichkeit mit einer invaliden Staatscarosse zur Schau zu tragen. — Sonst trägt sie noch Baumwolle in den Ohren, laborirt an Zahnschmerzen und verräth beim Sprechen einen hohen Grad von Geläufigkeit in dieser Kunst. —

Da nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge den meisten Menschen die Marotte eigen ist, inmitten der Nacht das Tageslicht zu erblicken, zieht die Hebamme vorzüglich in der Dunkelheit auf Erwerb aus. Ihre Gangart ist ein solider Trab, und sobald sie das Zimmer der Kreissenden erreicht, tritt sie leichtfüssig ein, wirft

das Tuch ab, entledigt sich des Instrumenten-Apparates, bestehend aus Nabelscheere und odioser Spritze und tritt auf die Patientin mit einem Wasserfall von Wünschen und schönen Versprechungen zu. Sie betheuert, dass die Leiden nur mehr zwei, höchstens aber drei Secunden währen werden, worauf ein Knäblein oder ein Mägdlein, je nach dem Hausbedarfe, in die Welt treten werde. —

Die Secunden spinnen sich aber zu Minuten, die Minuten zu Stunden aus, der ängstliche Familienvater bekömmt im Vollbewusstsein seiner Mitschuld Herzklopfen und Gewissensbisse, und lässt schliesslich das Verlangen nach der Anwesenheit eines Arztes durchschimmern. Vergebens ist jedoch sein Sehnen, die Hebamme legt dagegen ein heftiges Veto ein und deducirt, dass die Aerzte überhaupt eine äusserst müssige Erfindung seien und schon gar als Geburtshelfer verrathen sie einen enormen Schatz gediegener Unkenntnisse, zumal sie das Wenige was sie wissen, erst von ihr, der „Madame“, gelernt haben. Damit nun denn doch die Zeit verstreiche, murmelt sie eigens hiezu angefertigte Sprüchlein hin, verschwendet Weihwasser, und bestreicht die Nabelgegend der Patientin mit — — Mandelöl! Dank diesen Mitteln hält endlich der kleine Erdensohn, nach Herzenslust kreischend, seinen Einzug in die Welt.

Während er in Polstern wohl eingepackt, mit geballten Fäustchen der Dinge harren muss, die da kommen, geht mit unserer Hebamme eine Art Vervielfältigungsprocess vor. In jeder Stube, in jedem Winkel ist sie nämlich zu sehen und zu hören. Hier befiehlt sie, da bittet sie, dort wühlt sie im Waschkorbe herum; bald schlürft sie Thee, bald Kaffee, bald zerschlägt sie gar den Topf voll warmen Wassers zum Bade, so dass sie gleich wieder Gelegenheit hat, der hiebei arg verbrühten Köchin eine wunderbare Wundsalbe anzuempfehlen. — Und kommt sie schliesslich zum Baden des Kindes, entwickelt sich bei ihr eine grosse Verehrung für die Fischerei — auf „Badegelder.“ Je mehr Münzen der ehrenwerthe Erzeuger des Kleinen in's Bad geworfen, desto höher steigt die Meinung der Madame von dessen — Bildung!

Die Hebamme ist aber nicht allein Geburtshelferin, sondern auch Gynäkologin und Kindsdoctorin von Fach! Für jedes „Herzweh“

der Gebärmutter stehen ihr einige erprobte Mittel zu Gebote, die leider nicht Jedermann bekannt sind. Gerne möchten wir sie zum Gemeingute der leidenden Menschheit machen; allein man hat uns das Siegel der Verschwiegenheit aufgedrückt, und wir können somit nicht verrathen, dass die Panaceen: Zimmt- und Bibergeiltropfen heissen. Eine andere Curmethode schöpft ihre ausserordentliche Wirksamkeit nicht so sehr aus medicamentösen Stoffen, als aus einem hohen Grade manueller Geschicklichkeit. Der Uterus, dieser schlimme Geselle, soll, was freilich nicht Jedermann weiss, vorzüglich nach erfolgten Geburten, von einer Art Wanderlust befallen werden und auf seinen Streifzügen sogar das — — — Gehirn mit einem Besuche beehren. Die „Madame" verleidet nun diesem Landstreicher dadurch seine Wanderlust, dass sie die Wöchnerin „aufschmiert" und ihr nach erfolgter Schmiercur so fest die Lenden umgürtet, dass die arme Frau am helllichten Tage alle Sterne sieht.

In der Kinderstube ist die Hebamme ein ebenso oft als gerne gesehener Gast. Sie hat aber auch die ausnehmende Gabe, alle schaurig romantischen Geschichten aus der Stadt und Umgebung zu wissen und solche, gleich einem wandelnden Pennyblatte „interessant" erzählen zu können. Sie weiss vom culturhistorischen Einflusse der stehenden Heere auf eine gedeihliche Hebung der Ammenzucht zu sprechen, sie kennt die Topfgeheimnisse „vom Grund" und gibt als „kleine Chronik" bunte Unglücksfälle zum Besten, deren manche verhütet hätten werden können, wenn man nur ihrem Rathe gefolgt wäre. Natürlich unterlässt sie es nicht, bei passender Gelegenheit moralische und instructive Sentenzen einzuflechten, wie auch über den zweckmässigen Baustyl der Kinderbettchen und anderer gemeinnütziger Möbelstücke Vorträge zu halten.

Die liebenswürdigen Rangen, welche sonst mit ihren Schädeln die Festigkeit der Wände zu erproben und andere Allotria zu treiben pflegen, benützen die Anwesenheit der ihnen wohlbekannten „Madame" zu allerhand Kurzweil. Der Eine tummelt sich auf ihrem Schoosse gleich auf einem Rosse herum und zieht dabei an dem ehrenwerthen Gesichtsvorsprung der Hebamme, als wäre er eine Klingelschnur,

der Andere schäckert mit den Bändern ihrer Haube und der Dritte stellt Nachgrabungen in den Taschen ihres Mantels an, welche eine ganze Conditorei von Haferzucker, Brustmalzbonbons und „Wurmplätzchen“ enthalten. Der kleine Natzi scheint aber heute leider einen Missgriff gemacht zu haben; denn er platzt plötzlich in ein lautes Weinen aus, während ein schmutziger Brei aus seinem weit aufgerissenen Munde quillt. Im Eifer des Forschens ist er auf „Morrisonische“ gestossen, welche die Madame sehr hoch schätzt und die dem Kleinen nach ihrer treuherzigen Versicherung gar nicht schaden werden. Höchstens dürften sie ihm die „scharfen“ Säfte abziehen und das wird gut sein, leidet er doch an — — — Würmern! Zur Beruhigung und Herzstärkung wird der unbändige Schreier mit einer Portion „Wurmchocolade“ geatzt, während das unpässliche Linchen mit Lindenblüthenthee „Hufland“ [1]) und der „Windsalbe [2]) regalirt wird. Nur nichts „aus der Apotheke“ den Kindern geben, wiederholt der weibliche Heilarzt und stopft die kleinen Clienten mit allerhand Arcana, die in der That eher aus der Hölle, als aus einer menschlichen Apotheke stammen. —

Bei all' dieser Geschäftigkeit pflegt aber die Hebamme keine allzugrosse Menge irdischer Güter zu besitzen. Eine reiche „Madame“ ist wenigstens auf dem Lande eine ebenso seltene Erscheinung als eine verheiratete; dagegen besitzt sie überall einen hohen Grad kriegerischen Feuers und lebt mit den Colleginnen in arger Fehde. Der Brodneid ist eben bei den Hebammen noch höher entwickelt als bei den Aerzten.“

Theuerer Leser! Diessmal hast du dich von der Bahn der Tugend ableiten lassen und verweiltest in reizender Damengesellschaft. Möge daraus kein Sturm am Horizont des häuslichen Familienlebens entstehen. Wir besuchten ja nur Amazonen, welche freilich erst im vorgerückteren Alter diesen höheren Keuschheitsgrad angenommen haben und schliesslich gebietet uns doch die Nächstenliebe, auch dem schwachen Geschlechte unsere Arme zu öffnen!

---

[1]) Pulvis puerorum Hufelandi. [2]) Unguentum aromaticum.

DER WUNDERMANN.

Die Natur hatte den Doctor Weidenstrauch mit glänzenden Geistesgaben ausgestattet. Er übte auch schon durch viele Jahre die ärztliche Praxis aus, und doch brachte er es nicht weiter als bis zum sogenannten „Mittelmann“, d. h. Doctor Weidenstrauch war zwar nicht sehr reich, dagegen aber auch nicht wenig arm. Wie diess kam? Wir setzten uns auf dem Sopha zurecht, zündeten frische Cigarren an, und er erzählte wehmüthig lächend das Folgende:

„Nach einer glaubwürdigen Familien-Tradition befanden sich unter meinen Ahnen auch zwei Grossmütter. An die Eine derselben erinnere ich mich kaum mehr, dagegen steht die Andere noch heute vor meinen Augen, wie sie leibte und lebte. Sie war immer gutmüthig, immer gottesfürchtig, immer runzlig, so dass ich in meiner kindischen Einfalt wähnte, dass es eine Eigenthümlichkeit der Grossmütter sei, alt geboren zu werden. In der Folge machte ich freilich die Wahrnehmung, dass es nur die bösen, bösen Jahre sind, welche das Gesicht mit Falten und den Geist mit Runzeln ausstaffiren; allein damals hatte ich keine Ahnung davon, ich war eben noch gar zu dumm und deshalb auch sehr, sehr glücklich. Wenn irgend etwas meine kindliche Seligkeit trübte, so war es einerseits das Ruthenbündel, welches als ewig drohende Gefahr hinter dem Spiegel steckte, und anderseits das süsse Sehnen meiner Grossmutter mich in besonders freundschaftlichen Beziehungen zum lieben Herrgott zu erhalten.“

„Das „betende Kind“ mag immerhin einen duftig-poetischen Vorwurf für Maler und Bildhauer abgeben; allein stets ein betendes

Kind selbst sein, dürfte denn doch sogar einem Erwachsenen, geschweige einem muthwilligen Knaben, prosaisch erscheinen. Grossmütterchen wusste jedoch die bitterlichen Gefühle, mit denen ich mich dem Reglement der Frömmigkeit zu unterwerfen pflegte, durch allerhand Leckerbissen zu versüssen, und so blieb denn sie fromm und ich laborirte des Oefteren an einem verdorbenen Magen. Die gute Alte gab aber noch lange die Hoffnung nicht auf, mich für die Satzungen Mosi's in eminenter Weise zu begeistern. Es stand ihr noch ein Weg, ein specifisch wirkendes Mittel, zu Gebote, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Sie wartete nur auf eine passende Gelegenheit zur Durchführung der geplanten Cur, und da just der geeignete Augenblick gekommen war, wollte sie auch nicht länger warten. Rasch entschlossen, schritt sie zur Ausführung des schönen Vorhabens, welches capabel war, ihr im Himmel einen ansehnlichen Grundcomplex zur ewigen Nutzniessung zu verschaffen."

„Der lange Tag, der Versöhnungstag, der Jom kipur der Juden sollte morgen unter Fasten und Beten begangen werden. Der Vorabend des Festes stand bereits vor der Thüre. Die Vögel in den Lüften, die Fische im Wasser zitterten schon aus eitel Furcht, wie die Weisen Israels lehren, und das auserkorene Volk des Städtchens huschte, Lichter tragend, in die Bethäuser, um in frommer Sammlung und gottesfürchtiger Zerknirschung ein kurzes inniges Gebet zum allgütigen Vater hinaufzusenden, bevor er noch seinen Wolkenthron bestieg, um zu richten und unwiderruflich zu besiegeln das Los aller Wesen, so auf dem Erdenrund leben und weben."

„Grossmütterchen aber stellte mich in einen Winkel mit dem Gesichte gen Osten gewendet und lauschte dem nicht ganz correcten Lautiren, mit dem ich über die hebräischen Zeilen, gleich einem Wagen über festgefrorene Vicinalstrassen hinholperte. Die Petition an den Allvater enthält bereits am Nachmittage vor dem Versöhnungsfeste ein fast endloses Sündenregister und zu diesem musste ich mich wie zu einem Zwangsanlehen freiwillig bekennen. Ich, der sechsjährige Junge, gestand feierlichst die Sünden ein, welche ich begangen durch „blutschänderischen Umgang", durch „Zinsen und Wucher", durch „buhlerischen Blick" und flehte weinerlich den

Vater im Himmel, dass er mir verzeihe und vergebe. Das eigentliche Geschäft des Weinens besorgte für mich die gutmüthige Grossmama. Hierauf wusch sie mich rein von allen Sünden, steckte mich in neue Gewänder und führte mich schnurstracks zum Rabbi des Ortes, einem weit und breit bekannten Wundermanne in Israel, auf dass er meinen Kopf segne und mein Gemüth empfänglich mache für die Strahlen einer wahrhaftigen Gottesfurcht."

„Und es legte der fromme Rabbi im weissen Talar, mit dem weissen Käppchen und mit dem langen Barte, ein kleines nicht ganz fettfreies Pölsterchen auf mein Haupt, seine Hände aber legte er auf's Pölsterchen und murmelte Gebete hin, welche meinem Grossmütterchen zu einem Wein- und mir zu einem Gähnkrampfe verhalfen. Schliesslich streichelte mir der Mann Gottes die Wängelchen, prophezeihte, dass einst aus meiner Kleinigkeit ein grosser Talmudist werden dürfte und entliess mich mit einem gnädigen Lächeln und einem rothen Apfel, der mir als schmackhaftester Theil des rabbinischen Segens vorkam. Der Grossmutter aber überreichte er eine durchlöcherte Silbermünze, die er „besprochen" und die ich an einer Schnur am Halse tragen sollte. Das Loch in der Münze bereitete mir in der Folge viel Verdruss; denn die Oebstlerin notirte für dasselbe ein empfindliches Disagio."

„Unter solchen Verhältnissen lernte ich als kleiner Knirps den Wunderrabbi M. kennen, der nach einem unter den Israeliten weit und breit eingewurzelten Glauben die eminente Eignung besitzen sollte, die Geschicke der Menschen in einer übernatürlichen Weise zu lenken und selbe in wunderbarer Art zum Guten zu wenden. Wer demnach in Israel mit seinen Angelegenheiten auf natürlichem Wege nicht in's Reine kommen konnte, der pilgerte zum Rabbi M. Der Kaufmann, welcher all' sein Geld verloren, die Mutter, deren einziges Kind von einem schweren Zahnungsprocess heimgesucht war, die Gattin, welche keine Mutterfreuden erleben konnte und der Landwirth, dem Hagelschäden das Leben verbitterten, alle, alle Diese und unzählige Andere, welche irgendwie die vielgestaltige Missgunst des Schicksals zu ertragen hatten, suchten Rath und Abhilfe bei Rabbi M. Der Glaube ist eben jenes beseligende Mittel, zu dem

Jedermann greifen darf und kann, der sich just nicht viel mit dem Nachgrübeln über Ursache und Wirkung echauffiren will, und der im Kampfe ums Dasein gerne siegen möchte ohne Mühe und Qual. Wir können es übrigens nicht leugnen, dass in unserem Jammerthale der Sieg auch bei angestrengter Arbeit nicht immer zu erlangen ist. Zeitweilig nehmen die Dinge einen Lauf, wie in einem Narrenhause, und da ist es nicht zu wundern, wenn manche Menschen sich vom Natürlichen und Reellen abwenden, um sich in einen Zustand poetischer Duselei, in eine Märchenwelt hinein zu versetzen, wo Alles möglich, Alles erreichbar ist auf dem Wege des Unnatürlichen, des Wunderbaren. Solche Auswege lassen sich mittelst der gewöhnlichen Vernunft nicht deuteln. Da darf man nicht klügeln und rechnen, da muss man glauben und wer diess kann, der dürfte in der That — glücklich sein. Hat er doch etwas auch dann, wann der Vernunftmensch trostlos mit seiner Vernunft dasteht, hat er doch schlimmsten Falls einen Rabbi, dem er um Geld und gute Worte sein Leid klagen und von dem er das Versprechen einer besseren Zukunft erlangen kann."

„Sie werden nun begreifen, fuhr Dr. Weidenstrauch nach dieser Ablenkung fort, dass die Zahl der Wallfahrer zu Rabbi M. nach Tausenden zählte und dass es ihm hie und da auch gelang Effecte zu Stande zu bringen, welche den Gläubigen schier wie ein Wunder erschienen."

„Eines schönen Tages kam zu unserem Wundermanne eine Frau und klagte ihm ihr Leid. Mit ihrem Manne führte sie bereits einen siebenjährigen Krieg und was ihr armes Herz besonders drückte, war der Umstand, dass sie trotz eines Ehestandes von siebenjähriger Dauer noch immer kein Liebespfand unter eben dem armen Herzen getragen hatte. Der Mann, meinte die Frau, wäre äusserst zanksüchtig, und wenn sie, wie doch anders nicht möglich, auch nicht schweige und das Wörterbuch höherer Grobheiten zu recitiren beginne, so gerathe er nahezu in Exstase, ziehe von dannen in die weite, weite Welt und lasse sie Monate lang den wenig gemüthlichen Strohwitwenstand durchkosten. Sie weinte und bat schluchzend den Rabbi, er möge auf ihr Haupt ein Wunder herabsegnen, auf dass

der Gatte nicht mehr so leicht und oft in Zorn gerathe und die Ehe fortan keine Kinderlose sei."

„Rabbi M. versank in tiefes Nachdenken, kraute sich im Barte und zuckte mit den Augenbrauen. Sie hält die Sprechwerkzeuge nicht im Zaume, wenn der Gatte zürnt, und häufiger Strohwitwenstand ist gerade nicht der Weg, auf dem die Population in legitimer Weise vermehrt werden könnte. So calculirte der Mann Gottes, schritt hierauf gravitätisch auf das klagende Weib zu, segnete dessen Haupt und gab demselben einen „Thee", welchen es vor Sonnenaufgang zu kochen und die Abkochung jedesmal so lange im Munde zu halten hätte, als der Gatte es auszanken werde."

„Erleichterten Herzens zog die unglückliche Frau von dannen und nach Jahresfrist war das Wunder in der erbetenen doppelten Gestalt fertig. Der Gatte machte keine Ausflüge mehr und in der Wiege kreischte ein feister Junge. Die Frau hatte aber auch wirklich das Decoct des verabreichten „Thee's" nach Vorschrift im Munde gehalten."

„Ein anderes „Wunder" trug noch mehr zum Ruhme des Rabbi M. bei. Bei einem reichen jüdischen Gutspächter sprachen nächtlicher Weile Diebe vor und nahmen, wie es schon unter diesen Herren üblich, Alles was werthvoll und theuer, mit sich. Dem Gutspächter ging der Verlust sehr zu Herzen, und nachdem die öbliche Polizei den Thätern lange „auf der Spur blieb", ohne ihrer und der gestohlenen Sachen habhaft zu werden, suchte er Hilfe bei unserem Wunderrabbi. — Es war gerade an einem Freitage, der Fremdenzudrang zum Rabbi erreichte eine ungeheuere Frequenz und der bestohlene Gutspächter konnte erst am Tage darauf, am Samstage, zur Audienz vorkommen. Als der Petent in's Zimmer trat und einen Blick auf die Umgebung warf, taumelte er fahl und blass einige Schritte rückwärts. Der Rabbi sass in einem Seidentalar da, welcher eine frappante Familienähnlichkeit mit jenem hatte, den sich der Gutspächter erst unlängst angeschafft und auf dem Tische standen Silberleuchter, die geradezu so aussahen, wie jene, die man ihm gestohlen. Nach einer Weile fasste sich der Verlustträger, brachte dem Rabbi sein Anliegen vor, und deutete mit zarter Rück-

sicht auf den immerhin curiosen Umstand hin, dass Talar und Leuchter just so aussehen wie die gleichen Dinge, die ihm geraubt worden sind. — Rabbi M. lächelte und gab dem Gutspächter die Weisung, am Montag wieder zu kommen, und als er da erschien, lag das sämmtliche gestohlene Gut auf dem Tische des Rabbi zum Abholen bereit . . . . . .“

„Wie kommen die Sachen hieher?“ stotterte der Gutspächter.

„Nimm sie hin — danke Gott — und frag' nicht viel!“ befahl der Rabbi und wandte sich ab. „Der Gutspächter packte seine Sachen zusammen und trollte sich äusserst vergnügt von dannen, nachdem der Rabbi so gnädig gewesen, Talar und Leuchter zum ewigen Andenken an's bewirkte Wunder anzunehmen. Weniger jedenfalls vergnügt waren die Herren Diebe, welche Talar und silberne Leuchter eigentlich in der Absicht dem Rabbi verehrten, damit sie „beglücken“, d. h. damit deren Diebstahl unentdeckt bleibe, und nicht damit gerade die ihm geschenkten Gegenstände an ihnen zum Verräther werden. Aber auch Diebe wissen sich manchmal mit Resignation in Gottes wunderbares Walten zu fügen. Der Rabbi, durch den Gutspächter über die Provenienz des Talars und der silbernen Leuchter belehrt, gerieth eher als die heilige Hermandad auf die Spur der Thäter und befahl ihnen, wollten sie anders der Strafe entgehen, allsogleich das gestohlene Gut zu seinen Händen auszuliefern. Seufzend vollzogen sie den Befehl und schwiegen — Rabbi M. schwieg auch, wie er es zugesagt. Und weil er darüber schwieg, wie er der gestohlenen Sachen habhaft geworden, redete die grossmäulige Fama desto mehr vom — Wunder, das er da zu Wege gebracht!“

„Weniger günstig ist es um die Erklärung des nachstehenden Vorfalles bestellt. Ein reicher Jude hatte zwei Töchter. Die eine derselben war verheiratet, die andere eine reizende Jungfrau, dabei aber taub und stumm, wie ein Fisch. Die Verheiratete wünschte sich bereits seit Jahren einen Leibeserben, und die Jungfrau Gehör und Sprache. Auf Anrathen eines frommen Glaubensgenossen, suchte unser Crösus beim Rabbi M. um die Doppelhilfe für seine zwei Töchter nach. Rabbi M. machte sich an's Werk und bevor ein

Jahr verstrich, berechtigte die Taubstumme zur Hoffnung auf Vermehrung des Familienstandes, das sterile Weibchen aber hörte gut und sprach noch besser. Wie man sieht, hatte der Wundermann geholfen, höchstens irrte er sich in der — Adresse."

Dr. Weidenstrauch hielt jetzt mit dem Erzählen inne und als er wahrnahm, dass ich ihn wie erwartend ansehe, meinte er:

„Sie haben Recht, wenn Sie noch etwas erwarten. Ich könnte im Erzählen der „Wunder" des Rabbi M. noch eine gute Weile fortfahren. Sie dürften jedoch schon in dem Gebotenen genügende Aufklärung finden, warum und wie es kam, dass unser Wundermann zu einer autoritativen Macht unter seinen Glaubensbrüdern gelangte, um die ihn der unbeschränkteste Selbstherrscher beneiden könnte. In der Wüste umtanzten die Hebräer ein Kälblein als Gottheit — im Laufe der Zeiten wuchs das Kalb zum Ochsen heran. — Speciell für meine Person war dieser sein grandiose Einfluss nicht gleichgiltig, ja, er war mir geradezu verderblich. Rabbi M. war nämlich nicht allein Jurist, Ehestifter, Friedensrichter, kaufmännischer Rathgeber und Prophet, sondern vorzüglich auch Gesundheitsgeber. Er bekämpfte die Krankheiten bald mit kräftigem Segensspruche, bald mit „angehauchtem Bernstein", bald aber mit „Drachenzähnen", kleinen Muscheln, Flintenkugeln, durchlöcherten „Sechsern", Zinnplättchen und beschriebenen Pergamentstreifen, die er als Amulete um den Hals tragen liess. — Es ist natürlich, dass diese etwas unnatürliche Therapie ganz der Ueberzeugung Jener entsprach, denen taxfrei Dispens von der reinen Vernunft ertheilt worden ist, und sowohl diese als der Rabbi nahmen eine feindselig abwehrende Haltung gegen jedwede Kritik ein."

„Ja, der fanatische Glaube will blind sein, und lässt nicht sobald von seinem sogenannten guten Rechte. Die hieraus resultirende Unduldsamkeit erhält sich nur dem Stärkeren gegenüber passiv, gewinnt sie aber die Ueberzeugung von der Schwäche des Gegners, dann lässt sie Ergebenheit und gottgefällige Demuth fahren, um mit Ueberhebung und grausamer Wucht den vermeintlichen Widersacher niederzuschmettern."

„Diese Erfahrung machte ich zu einer Zeit, wo sie mir nicht mehr nützen konnte. Es war bereits zu spät, als ich die Ueberzeugung gewann, dass der Arzt es meiden müsse, Reformator oder Volksbeglücker zu sein, ausser denn, er lechze nach der Märtyrerkrone, die Jenen in die Stirne gedrückt zu werden pflegt, welche für die „gute Sache“ eines ebenso erhabenen als süssen Hungertodes zu sterben wissen.“

„Nach beendigten Studien suchte ich meinen Heimatsort auf, und begann da mein Bischen medicinisches Wissen zu verwerthen. Rastlos, unermüdet eilte ich der leidenden Menschheit zu Hilfe und scheute keine Mühe, um dem Rationalismus auf Kosten der Amulet-Wirthschaft Bahn zu brechen. Das Licht hellte auch bereits des Aberglaubens düstere Nebel auf, blendete aber zu sehr den Rabbi M., als dass er der Entwicklung der Dinge ruhig zuzusehen den Willen gehabt hätte. Er versetzte mir demnach nur einen zwar, aber einen wuchtigen Hieb. Dr. Weidenstrauch, erklärte er im intimen Kreise, sei ein Gottesleugner, ein Ketzer, ein „Goj“ (Andersgläubiger), und einen solchen müssen die Rechtgläubigen meiden; denn geschrieben steht es: Du sollest nicht sitzen im Kreise der Spötter. In dieser Weise verduftete die jüdische Clientel. Nun hatte ich aber das doppelte Unglück, dass ich erstens überhaupt geboren wurde, und zweitens dass ich als Jude zur Welt kam. Die Gesetzgebung unserer Zeit kennt allerdings keinen Unterschied der Confession; allein der sociale Codex fasst denn doch nicht immer die Gleichberechtigung nach des Wortes strengsten Bedeutung auf. Es kam daher, dass mich die Juden als Andersgläubigen als „Goj“, und die Andersgläubigen die „Gojim“ wieder als Juden mieden, und solchermassen avancirte ich zum Doctor in partibus infidelium.“

„Jetzt wissen Sie es auch, warum ich es nicht weiter als bis zum Mittelmann gebracht. Ja wohl, ich bin nicht sehr reich, aber auch nicht wenig arm, seufzte Dr. Weidenstrauch und holte sich aus der Asche des Ofens einige gebratene Erdäpfel, die er mit Salz und Resignation verzehrte.

AESCULAP IM BAUERNROCK.

Die Bäume können sich durchaus nicht über die gesetzlichen Bestimmungen der gütigen Vorsehung beklagen. Freilich ist ihnen das Wachsen bis in den Himmel hinein nicht gestattet; allein ausser dieser kleinen polizeilichen Massregelung, erfahren sie keine weitere Einschränkung der persönlichen Freiheit. Die Gesetze über das Vereins- und Versammlungsrecht finden auf sie keine Anwendung, und sie können weder für einen Auflauf noch wegen Theilnahme an einer geheimen Gesellschaft rechtlich beanständet werden.

Frank und frei thaten sich daher vor so und so viel Jahren schlanke Tannen, schattige Buchen und stämmige Eichen zusammen und constituirten sich zu einem Walde, der seit Jahr und Tag das Hochplateau unweit Ebersheim krönt. Die belaubten und benadelten Creaturen Gottes erfreuen sich in dieser ihrer Republik eines behaglichen Stilllebens. Kein Standesunterschied macht sich unter ihnen breit, kein allgemeines Stimmrecht, kein Septennat stört ihre Ruhe. Und fehlt es ihnen auch an einem fürsorglichen Vorsitzenden, so wissen sie doch ihre stehenden Sitzungen mit Würde und Anstand abzuhalten. Lispelnd und säuselnd erfolgt der Meinungsaustausch, und kommt just ein müder Erdenwanderer des Weges vorbei, so lauscht er vergnügt der Debatte, und schlürft mit Wonne die duftige freie Waldluft ein.

Es fehlt hier nicht an schattigen Plätzchen für girrende Einzel- und Doppelindividuen, starkästige Stämme bieten ihre freundliche Mitwirkung bei Entleibungsversuchen allen Jenen an, welche der Congregation der unglücklich Liebenden angehören und dort weit

hinten im Dickicht, könnten Menschen, welche sonst kein ehrliches Auskommen hienieden finden, dem schönen Räuberhandwerk in der solidesten Weise obliegen.

Wenn Carl Moor es vorzog, die böhmischen Wälder aufzusuchen und Rinaldo Rinaldini lieber bei den Wälschen „in der Höhle tief versteckt“ sein Nachmittagsschläfchen hielt, so geschah es einzig und allein aus der Befürchtung, dass im Walde bei Ebersheim der Geschäftsbetrieb minder einträglich sein könnte. Vor Allem führt nämlich an besagtem Walde eine Strasse vorbei, die acht Monate im Jahre ein Kothmeer, durch die weiteren vier Monate aber unpassirbar ist, so dass weder reiche Engländer, noch andere mit Glücksgütern gesegnete Individuen hier des Weges wandeln wollen, und des Ferneren machen da zwei menschliche Ansiedlungen für räuberisch angelegte Naturen die Gegend etwas unsicher.

In dem stattlichen Hause mit den Hirschgeweihen unter dem Giebel wohnt der Förster. Das andere Häuschen mehr gegen Osten gelegen mit Strohdach und ohne Symbol gekrönter Ehegatten hat der Heger Adalbert inne, oder nein, er hat es jetzt nicht inne. Wir werden ihn bald in seinem derzeitigen Transenalquartier aufsuchen, unterdessen werfen wir einen Blick in seine permanente Behausung.

Das Häuschen mit dem Strohdache ist ebensowenig ein Musterwerk der Architektonik, als des Riesenhaften in der Anlage. Es zeichnet sich vielmehr durch einen recht artigen Zwergwuchs aus, und weist ausser einem kleinen Vorhause nur noch ein Gelass auf, dessen Boden ungedielt, dessen Fensterchen blind und dessen Süd-wand mit recht trübselig dreinschauenden Bildern geschmückt ist, welche Scenen aus dem Leben der heil. Genovefa in unvergänglichen Farben versinnbildlichen.

Die Stube ist heute, wie gesagt, vereinsamt, menschenleer. Nur Sonnen- und andere Stäubchen führen in den schräg durchs Fensterchen einfallenden Strahlen des Tagesgestirnes ihre muthwilligen Tänze auf, und einige Schwadronen der leicht beweglichen Stubenfliegen schwärmen auf Fouragirung aus, die sie auch in den Kräuterhäufchen

finden, welche die Räume auf und hinter dem Ofen, auf und neben dem Bette reichlich ausfüllen.

Draussen an der Hausthüre aber wird in unregelmässigen Zwischenräumen geklopft und gerüttelt, dass sie gar jämmerlich stöhnt und knarrt. Bunte Gestalten gebückt und gekrümmt begehren Einlass. Sie kamen zu Fuss und zu Wagen aus weiter Ferne herbei, um Heilung von ihren Leibesgebrechen zu suchen; denn der Waldheger Adalbert ist ein Mann, welcher seine freien Stunden mit der Ausübung der Heilkunde ausfüllt. Wir begegnen da citronengelben bucolischen Jünglingen, Damen des landbebauenden Nährstandes mit den Attributen einer stattlich entwickelten Wassersucht, Städtebewohnern behaftet „mit schönen Fällen", hie und da auch einer adeligen Jungfrau, die auf den ersten Bühnen Europa's als einbalsamirte Mumie debutiren könnte, einem Seelsorger vom Lande, dem die Bantingcur anzuempfehlen wäre, und einem alten Haudegen ausser Dienst, welcher die Friedenszeit benützend, an den Wunden „für's Vaterland" leidet.

Der Naturdoctor Adalbert heilt dort, wo sogar die Kunst der privilegirten Aerzte in die Brüche gegangen, und zwar mit Hilfe von Kräutern, die in des Waldes Dunkel gedeihen. Die Kräuter expedirt der Aesculap im Bauernkittel aus seiner Hausapotheke, welche wir oben gesehen, und da sie nur in Bier gekocht, Genesung bringen, müssen sich schon die werthen Patienten selbst solches besorgen. Adalbert kann füglich kein Bier halten; denn er wäre bei seinem Drange nach geistiger Nahrung der Gefahr ausgesetzt, es selbst — auszutrinken.

In manchen besonders complicirten Krankheitsfällen schlägt er ein Extra-Verfahren ein, und die Vaterlandskunde weiss nicht genug des Rühmenswerthen zu erzählen von dem geistreichen Einfalle, den er einst bei einem Cholerakranken hatte. Nachdem alle Mittel in Stich liessen, construirte er aus „Holz vom Fichtenstamme" einen kleinwinzigen — Hemmschuh nach Gestalt der Hemmschuhe, wie sie bei den Reisewagen in Anwendung kommen, kochte das kleine Wunderwerk in Bier, und die styptische „einhaltende" Wirkung des sonderbaren Decoctes bewährte sich auf's Glänzendste. Es hemmte, wie beim Wagen das — Laufen.

Der „Brodneid“ salbadernder Aerzte von Profession will allerdings durch eine abfällige kritische Beleuchtung der Grossthaten Adalbert's, dessen Ruhm verdunkeln; allein des Volkes Stimme übertönt das Gewinsel der Gelehrten. Wo die Menge schreit, da hört man nicht den Einzelnen, und das uralte Wahrwort: „ubi eunt, ibi itur“ findet hier um so eher seine Bestätigung, als auch aus national-ökonomischen Gründen der Zudrang zur Polyklinik Adalbert's ein gerechtfertigter ist; denn er lässt sich seine Ordination per Stück nur mit einem „Silberzehnerl“ bezahlen.

Zum grossen Leidwesen der Habitués im Kranksein ist jedoch, wie schon angedeutet, der Heilkünstler Adalbert heute, unbekannt wo, und kommt man morgen und übermorgen, kann man seiner werthen Person ebensowenig wie heute ansichtig werden. Einige erzählen, er wäre an's Siechenlager eines Prinzen berufen worden. Andere wieder behaupten, er wäre müde des einsamen Lebens, nach Wien gezogen, um dort eine Professur zu begehen — in der That aber finden wir den Herrn Adalbert inmitten einer des Wahlrechtes beraubten Gesellschaft. Rings um ihn herum bewegen sich nämlich Leute, welche in der pünktlichen Befolgung der strafgesetzlich normirten Acte des Diebstahles, Raubes und Betruges ein bescheidenes Auskommen suchten, und hinter ihm ist die Thüre einbruchsicher geschlossen, so dass er wegen Person und Eigenthum ganz unbesorgt sein kann.

Adalbert befindet sich im Kerker Nr. 7 des k. k. Kreisgerichtes zu X., beileibe nicht in Haft, sondern nur in „einstweiliger Verwahrung“. Der äussere Mensch ist bald beschrieben. Der Heger Adalbert ist dem Herkommen nach, so wie auch in Bezug seiner äusseren Erscheinung, eine unverfälschte Ausgabe jener Bauern im Grossformat, von denen zwölf ein Dutzend bilden, und unterscheidet, sich von den anderen höchstens durch den erfreulichen Umstand, dass dessen Nase bei einer chemischen Analyse Spuren von Grünspan verrathen würde. Der innere Gehalt des Doctors im Bauernkittel hingegen lässt sich weder analysiren, noch messen, noch wägen. Ausser einer idyllisch angehauchten Schlauheit, kann man ihm nichts mehr nachrühmen.

Unser Waldheger geniesst die Wohlthaten einer sorgenfreien Verpflegung aus dem Staatssäckel, nicht weil er etwa wegen unbefugter gewerbsmässiger Ausübung der Heilkunde mit dem Strafgesetze in Conflict gerathen wäre. Ei behüte! Die heilige Hermandad hat mit jenen Herren Dieben und Mördern, welche als uneinbringlich aushaften, so viel zu thun, dass sie wirklich keine Musse findet, erst auf Vergeher der Curpfuscherei zu fahnden, zumal als diese steuerfreien Unterthanen keine verbotenen Zeitschriften lesen, viermal des Jahres beichten, an Sonn- und Feiertagen sich an Psalmen erbauen, und auch sonst keine staatsgefährlichen Handlungen zu unternehmen pflegen. — Möglich übrigens, dass sie, wie manche Aerzte behaupten, entgegen den gesetzlichen Bestimmungen ärztliche Praxis ausüben; allein der Beweis ist und bleibt schwer, und zwar wegen Mangel an Zeugen. —

Was denn doch der Grund der „einstweiligen Verwahrung“ Adalbert's sein mag? Dieser besteht lediglich in dem Verdachte eines Verbrechens, vorgesehen im §. 122 lit. b., und geschöpft aus der nachstehenden Begebenheit.

Die Bewohner Ebersheim's manifestirten seit jeher ihren frommen Sinn durch Aufstellung von Heiligen-Statuen in den Gärten und auf den Feldern, an den Fahrstrassen und Gehwegen. Der Spaziergänger in den Auen und Gauen Ebersheim's konnte demnach bei einigem Fleisse die persönliche Bekanntschaft mit den hervorragenderen Celebritäten der Heiligenwelt machen, was wohl nicht wenig zu seiner geistigen Auffrischung beitragen mochte. Nun trug es sich zu, dass seit geraumer Zeit an beregten Heiligen arge Beschädigungen des Leibes pfarrämtlich constatirt wurden, die, was noch betrübender war, täglich ja stündlich sichtliche Verschlimmerungen erfuhren. Der heil. Rochus litt am meisten unter der grassirenden Epidemie, denn er verlor gleich anfangs die Nase, bald aber fehlte ihm auch schon ein guter Theil der Finger und Zehen. Nicht viel besser kamen die anderen Heiligen-Statuen weg. Dass hier eine ruchlose Hand im Spiele, hatte man bald weg, und erst nach langem Forschen gelang es, diese Hand zu ahnen.

Es herrschten Typhus und andere böse Krankheiten in dem vom Finger Gottes arg berührten Lande. Adalbert, welcher

nebenbei bemerkt bei dieser ausserordentlichen Sachlage mit seinen Bierdecocten nicht gut reussirte, griff zu einer ausserordentlichen Curmethode. Er empfahl, erzählte man, den Hilfesuchenden eine Art Species lignorum zusammengesetzt aus Körperfragmenten der im Freien campirenden Heiligen. Und diejenigen, so der Hilfe benöthigten, zogen in frommer Einfalt nächtlicher Weile zu den Statuen in und um Ebersheim und verschafften sich auf dem Wege der landesüblichen gemeinen Schnitzkunst die nöthigen Ingredienzien zum verschriebenen Holztrank. Wie gesagt, so was erzählte man, ohne es haarklein beweisen zu können.

Doctor Adalbert liess nämlich die Wohlthaten seiner ärztlichen Nächstenliebe nur Fremden zu Theil werden. So weit der Glockenklang des Ebersheim'schen Kirchthurmes vernehmbar war, so weit hütete er sich zu quacksalbern, weil er in diesem Rayon, wie er treuherzig versicherte, Nichts ausrichten könnte. Nemo propheta in patria! Heimische Zeugen fehlten demnach und die Fremden waren unmöglich aufzutreiben. So ging er denn frei aus. Ereilte ihn aber auch nicht die weltliche Strafe, so traf ihn bald darauf die Strafe des Himmels. Er ging in sich und starb an unbefriedigtem Durste!

Und nachdem er gestorben war, wurde er begraben. Die Leidtragenden gingen wie sie kamen, sie beteten, schneuzten sich und sagten Amen!

Dr. LEFRANC.

Der autonome Regierungsbezirk Froschthal erfreute sich wie jeder andere Bezirk der Segnungen einer wohlgeordneten Verwaltung. Er hatte seine Strafboten, seine Steuerzuschläge, seine Hagelschäden und seine eingestürzten Brücken. Da aber Froschthal sammt Umgebung manchmal auch Krankheitsfälle aufwies, haben es sechs Aerzte für ihre heilige Pflicht angesehen, der leidenden Menschheit des Bezirkes beizuspringen.

Zwei der Herren Sanitätsverweser hatten sich als Streifcolonne auf dem Flachlande etablirt, d. h. in Orten, wo sogar normalmässig angelegte Naturen am helllichten Tage aus Langweile verrückt werden können, dagegen concentrirten sich die vier anderweitigen Heilkünstler in der Bezirksstadt selbst zu einem Corps von feindseligen Brüdern, um mit vereinter Kraft sich und die Krankheiten bis auf den Tod zu bekämpfen. Dieser aus „Humanität" und „Liebe" geführte Krieg verlief durch eine erkleckliche Anzahl von Jahren ohne wesentliche Entscheidung. Im Bezirke riess just keine Uebervölkerung ein, und die vier Aerzte befanden sich wohl, trotzdem sich ein Jeder von ihnen wohl befand. In aller Ewigkeit aber sollte es nicht beim Dritteldutzend und beim Wohlbefinden bleiben. Eines schönen Tages wurde nämlich das kleine Corps durch einen „Zuzug" augmentirt und zwar auf Requisition der — Statistik.

Jawohl, der Statistik! Was der Socialismus anstrebt und die rothe Commune nicht erreicht, das hat sie fertig gebracht. In den Durchschnittszahlen ihrer Tabellen finden wir die gleichmässigste Vertheilung der irdischen Güter. Die statistischen Keilinschriften

besagen wie viele Are und Hektare Ackergrundes auch auf jene schöne „Seelen“ entfallen, die eigentlich nur im Hungerleiden grosse Fertigkeiten besitzen, und sie bemelden ferner die Zahl der Rüben und Bohnen, welche auf einen jeden reichen Quiriten „kommt“, obwohl letzterer auf die freundliche Mitwirkung beim Verzehren dieser Delicatessen gerne für sich und seine Leibeserben verzichtet. — Diese schöne Wissenschaft oder wissenschaftliche Schönheit hat es auch ausgetüpfelt, dass der Froschthaler Bezirk so eigentlich ein gesteigertes Bedürfniss nach Aerzten aufweise, sintemalen dort 20.000 theils hochgestellte, theils subalterne „Seelen“ auf Einen Heilkünstler entfallen.

Von diesen 20.000 constitutionellen Steuerzahlern und Steuerrückständlern waren allerdings 19.000 gemüthliche Bewohner der Berge und Thäler, welche die Kenntnisse der Aerzte mit derselben Häufigkeit wie die erspriesslichen Dienste eines Kammes oder Sacktuches ausnützten, allein die Statistik hatte gesprochen, und dieser Motivenbericht genügte, um Dr. Lefranc zu bestimmen, in die „Interessen-Sphäre“ der vier Aerzte Froschthal's einzudringen.

Dr. Lefranc kam aus der Hauptstadt der Franken, war aber wie die Damen älterer Herkunft des Ortes und auch die Zeitungen der Landeshauptstadt versicherten, ein unverfälschtes inländisches Product, hervorgegangen aus dem Atelier eines Patrioten von echtem Schrot und Korn. Vor Jahren, als just die Fackel des Aufstandes daheim loderte, bewaffnete sich besagter Patriot mit Resignation, und wanderte zum Wohle des theueren Vaterlandes sammt Kind und Kegel nach Frankreich aus. Nun tauchte sein Nachkomme unter dem Pseudonym Lefranc und als Doctor in den heimathlichen Gauen wieder auf, und nahm als solcher mit heldenmüthiger Bravour eine Position nach der anderen.

Nach der Wohlmeinung der Aeltesten der Frauengemeinde, wäre der Tod seit dem Erscheinen Lefranc's in Froschthal in den wohlverdienten Ruhestand versetzt worden. Die Jungfrauen wieder, denen man die Heirathsfähigkeit schon auf zwanzig Schritte ansah, wurden krank aus Neugierde, den französischen Doctor kennen zu lernen. Die ritterlichen Gutsbesitzer der Umgebung schliesslich,

schätzten im „heimischen Fremdling“ die gediegenen Absichten zum Bereiten feuriger Rosse und zum Erlegen furchtsamer Hasen, wenn sie just nicht davonliefen. Ja, Dr. Lefranc war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, er war auch stark bewandert in der Kunst des Reitens. Wie man jedoch munkelte, sollte jedenfalls er des Oefteren vom Pferde, als das Gethier von seinen Kugeln gefallen sein.

Entsprechend diesen seinen noblen Passionen, d. h. nicht dem Stürzen, sondern dem Jagen und Reiten, hüllte Lefranc mit Vorliebe seinen Leib vom etwaigen Durchmesser eines umfangreichen Spazierstockes in die kleidsame Tracht der Mitglieder des Jockey-Clubs.

Das halbkugelförmige Käppchen hatte er in den Nacken gedrückt, als wäre es von rückwärts auf den Kopf gestiegen, die Augen verheimlichte er hinter dunkelgrünen, thalergrossen Gläsern, und die unteren Regionen des Gesichtes versanken so tief innerhalb des Festungsrayons einer Kragen-Ringmauer, dass nur die Nase in ihrer ursprünglichen Zuckerhutform nach der freien Natur auslugte. — Ein Jäckchen kurz ohne weitere Motive, wie die Antwort eines Portiers, enganliegende Reiterhöschen, welche in der Versenkung langröhriger Stiefel verschwanden, vervollständigten den Anzug, den Dr. Lefranc hauptsächlich in jenen Momenten trug, wann er mit einer Virginier im Munde und mit der ärztlichen Hilfe unter dem Arme zu seiner Clientel auf dem Lande eilte. Die Zahl dieser Clientel-Specialität war in kurzer Zeit zu einer enorm hohen Ziffer angewachsen und aus diesem Grunde geschah es, dass unser Doctor nur selten aus den Reithöschen oder vom Wagen kam.

Grosse Herren reisen viel, und wer viel reist, ist ein grosser Herr, schloss die Bourgeosie Froschthal's und zollte dem Dr. Lefranc jene freundliche Achtung, in der man sich selbst geehrt fühlt. Auch die Citoyen's und Ouvrier's sahen im „neuen“ Doctor mindestens einen ausrangirten Engel, und begegneten ihm mit der scheuen Ehrfurcht der Alltagsdemokraten, welche der Aristokratie so eigentlich nur in Effigie Hass und Verachtung nachtragen.

Geliebt und geachtet von der „ganzen“ Welt, fehlte dem Dr. Lefranc nur die Liebe und Achtung der vier erbgesessenen Collegen. Sie sahen in ihm weder den sonderlich begabten Arzt, noch jenen

begüterten Nabob, der im Stande wäre, eine luxuriös ausgestattete Wohnung zu haben, und in einer eigenen Carosse durch die Gassen der Stadt zu traben, während sie im fusshohen Koth herumwaten mussten, um das Stückchen Brod zu erwerben. Eines Tages bemächtigte sich sogar des Bezirksarztes die ämtlich berechtigte Neugierde, den sehr ehrenwerthen Standesgenossen aus dem Frankenlande nach der Existenz seines Diplomes auszuholen. Zu dieser Interpellation sah er sich umsomehr berechtigt, als er vom Apotheker aufmerksam gemacht, in den Recepten Lefranc's auf Compositionen und Dosen stiess, welche die Eignung besassen, sogar nichtkranke Menschen in den ewigen Ruhestand mit Nachsicht der Taxen zu versetzen.

Dr. Lefranc nahm angenehmen Anlass, die Interpellation des Regierungs-Doctors für Froschthal allsogleich dahin zu beantworten, dass er derzeit nicht in der Lage sei, genügende Aufklärungen über den dermaligen Aufenthalt seines Diplomes zu geben, dieweilen er solches dem türkischen Ministerium für Krieg überreicht, bei dem er Dienste zu nehmen die Absicht gehabt hatte. — Bezüglich der Dosirung und Zusammensetzung der Medicamente dagegen behielt er sich vor, einer competenten Prüfungs-Commission gebührenden Aufschluss zu geben. Bis dahin erbat er sich die Erlaubniss, das Geheimniss seiner Curmethode für sich bewahren zu dürfen.

Nach dieser „genügenden“ Aufklärung löste sich die hohe Versammlung auf, und der Bezirksarzt hatte kurz darauf Gelegenheit, sich zu überzeugen, dass in seinem Verhältnisse zum unmittelbar vorgesetzten Herrn Bezirkshauptmann eine schneidende Kühle platzgegriffen hat.

Der Herr Bezirkshauptmann war nämlich im Vollbesitze dreier stattlich entwickelter Töchter, deren eine in unglücklicher Liebe zum Dr. Lefranc befangen gewesen, und demgemäss wurde das Inquisitionsverfahren des Bezirksarztes als ein Act unverzeihlicher Tactlosigkeit hohen Ortes übel vermerkt. Da übrigens auch andere Kreise bei den unterschiedlichen Theecongressen gegen sothane Eingriffe in die Rechte der persönlichen Freiheit laut protestirten,

legte der Bezirksarzt klein bei, und Dr. Lefranc kutschirte erst recht in seiner Carosse durch die Strassen und umgab sein Heim mit allem erdenklichen Luxus. Er lebte herrlich wie ein Papst in der Welt, oder eigentlich wie ein Pascha in seinem Serail, dem es weder an Wohlgerüchen, noch an exotischen Pflanzen, noch an Teppichen, Ottomanen und anderen hieher gehörigen Gegenständen fehlte . . . . .

Die Einkünfte der ärztlichen Praxis, und selbst der glänzendsten und einträglichsten in Froschthal sammt Umgebung, konnten nach Ansicht der vier heimischen Aerzte unter keiner Bedingung das Ausgabe-Budget Lefranc's decken, und diese Herren, welche nach Ansicht des „dankbaren" Publikums nur aus Neid Derartiges behaupteten, sollten Recht haben.

Der Dr. Lefranc begab sich einstmals auf Reisen, und blieb „unbekannt wo" stecken. Dagegen machte der Möbelhändler aus der Residenz die minder erfreuliche Entdeckung, dass die dem Dr. Lefranc geliehenen Mobilien bereits längst mittelst notarieller Urkunde veräussert, und dass Pferde und Wagen einem Herrn abgetreten waren, der gemeinhin kleine Capitalien gegen grosse Zinsen gibt.

Das Strafgesetz, welches bekanntlich keine drei stattlich entwickelte Töchter hat, und weder glückliche noch unglückliche Liebe kennt, liess die „Spur" des Doctor's Lefranc verfolgen, und nachdem es seiner habhaft geworden, ergab die Feststellung der Generalien, dass Lefranc eigentlich nicht den Namen Lefranc hatte, und dass er auch nicht Doctor, sondern ein Gehilfe in einer Seifen- und Parfümerie-Fabrik in Frankreich gewesen. — Für seine Leistungen in Froschthal und Umgebung wurde ihm übrigens eine mehrjährige Kerkerstrafe zuerkannt, und zum Troste aller Jener, welche den „liebenswürdigen" Dr. Lefranc im geneigten Andenken bewahren, sei hier die aus guter Quelle stammende Nachricht hinzugefügt, dass er sicherlich noch lebt, falls er unterdessen nicht gestorben ist.

EIN RUSSISCHER MILITÄRARZT.

1.

Frau Sarah Rosenzweig stand bereits an der Schwelle des Greisenalters und so oft sie die zurückgelegten Jahre überblickte, mangelte es ihr nicht an Grund über die Hässlichkeit des so schönen Lebens zu seufzen. Der Rosenstrauch bringt eben nur einmal im Jahre duftende Blüthen, sonst aber Dornen.

Einst besass Sarah einen liebenden Gatten, auch einen hoffnungsvollen Sohn. Den Mann geleitete sie allzufrüh zu Grabe, und dem Sohne sah sie an der Seite der jugendlichen Gattin, die ihm vorangegangen, ein kühles Bett bereiten. Im Ganzen blieben ihr zwei Enkelchen, und an diesen hing sie schier mit mehr denn Mutterliebe.

Gemäss letztwilliger väterlicher Anordnung, besuchte der kleine Moritz die Schule. Nachdem er die Normalclassen und den Zahnwechsel überstanden, trat er in's Gymnasium. Da lag er zwar mit grosser Ausdauer dem Studium der Irrfahrten des gottseligen Odysseus ob, auch forschte er fleissig nach den Fussgattungen Homerischer Schreibweise; allein nebenbei wollte es ihm bedünken, dass manche der mosaischen Satzungen etwas barock seien und dass er keinen genügenden Grund habe, tiefe Ehrfurcht vor der talmudischen Weisheit zu empfinden. Die strenggläubige alttestamentarische Grossmutter grämte sich nicht wenig ob solcher Lauheit in religiösen Dingen, entfaltete auch grosse Splendidität im Ertheilen heilsamer Ermahnungen, allein Moritz wollte von der Autonomie seiner Privatansichten nicht lassen, und schon gar, als er sich später dem Studium der Medicin zuwandte.

Dagegen fand Sarah wahrhaftiges Labsal an der siebzehnjährigen Anna; denn sie war fromm, folgsam, anmuthig und schön ja sehr schön. Und merkwürdig! In den Sternen stand es geschrieben, dass gerade der Liebreiz Anna's ein Quell tiefgehender Sorgen für die Grossmutter werden sollte.

Es kam das Jahr 1849, und der bereits im Herrn ruhende Fürst Schwarzenberg verschrieb dem kranken Oesterreich eine Dosis Russen, jedenfalls eine bittere Pille. Die nordischen Kriegsschaaren liessen nicht lange auf sich warten — das Verhängniss schreitet schnell. Vorerst überflutheten sie Galizien, um dann im schönen Ungarlande Ruhe zu schaffen, aus der einst Versöhnung und Ausgleich erblühen sollte. Die galizische Stadt P., der Wohnort Sarah's, lag an der nach Ungarn führenden Strasse und schon bei Zeiten tauchten da die Schatten der kommenden Ereignisse auf. Die heranziehenden Russen bildeten das Tagesgespräch, sogar die Spatzen zwitscherten einander die Neuigkeit in's Ohr.

Sarah hielt zwar die angebliche Vorliebe der sehr ehrenwerthen Kosaken „für Kinderbraten“ ebenso für ein Mährchen, als die Angabe, dass die Herren Kalmuken nur Ein Auge besässen; allein wenn sie in den Annalen ihrer Erlebnisse zurückblätterte, und da auf den Punkt stiess, wo sie zur Zeit der Napoleon'schen Kriege die Söhne des Nordens zu sehen Gelegenheit hatte, da fand sie denn doch in deren Charakter dunkle Punkte, welche sie im Innersten erbeben machte. Sie erinnerte sich ganz gut, dass unter den langen Kutten der russischen Soldateska ein Herz sehr empfänglich für Frauenreize schlage, und dass sich die edlen „Moskalen“ beim Lossteuern auf's Ziel durchaus nicht von Motiven zarter Rücksicht leiten lassen. Im Gegentheil. Sie entfalten hiebei Sitten und Gebräuche, wie solche etwa in den Salons der vielgepriesenen Mongolen üblich gewesen sein mochten.

Um nun Anna den wollüstigen Blicken der andringenden Kriegsschaaren zu entziehen, fasste Sarah den Entschluss, an ihrem Enkel dasselbe Experiment zu vollziehen, wie es einst an ihr selbst erprobt worden, und bald darauf wurde auch Anna in einer Kellernische . . . eingemauert. Erschrick nicht, lieber Leser. War auch

die Thür, welche zu Anna's Zelle führte, klein, drang auch nur wenig Sonnenlicht in dieselbe, so hatte sie es doch da bequemer, als die Barbara Ubryk in der ihrigen zu Krakau, pflegte und nährte sie ja keine „barmherzige Schwester", sondern nur eine besorgte Grossmutter. — — — — —

2.

Hei, wie lebhaft ist heute das Treiben in den Gassen zu P. — Die ehrsamen Bürger vertagten die Nahrungssorgen und erschienen auf dem Forum. Schmucke Krieger und faltenreiche Bureaugrössen, Capitalisten und Leute, bei denen das Borgen Mode, wogten im wirren Durcheinander. Auch das schöne Geschlecht, welches gleich dem Verhängnisse überall dabei sein muss, war in wohlassortirten Exemplaren vertreten. Es fehlte da eben so wenig an Repräsentantinnen des grauen Alterthums, wie an jenen der Neuzeit. Namentlich entsandte jenes Jungferncorps zahlreiche Abtheilungen, dem für gewöhnlich die Wartung des Feuerherdes obliegt, und das in den Mussestunden in wahrhaft fanatischer Weise für das Institut der stehenden Heere schwärmt. Von den eminenten Fähigkeiten der einheimischen Krieger waren die Mägdleins der Küche längst durchdrungen und nun, da es hiess, die Russen kommen, hegten sie die verzeihliche Absicht, Differentialstudien anzustellen.

Ein Trupp Sänger mit verstaubten Kehlen eröffnete die heranrückende Colonne russischer Reiter; diesem folgten Tambours zu Pferde, worauf ein unübersehbarer Zug uniformirter Unterthanen Sr. Majestät des weissen Czaren hoch zu Ross zum Vorschein kam. Etwas Wildes, Fremdartiges lag in den Gesichtern dieser Knechte, welche die Fesseln der eigenen Knechtschaft schmieden halfen. Husaren nannte sich diese leibhaftige Parodie auf die gleichnamigen schmucken Reiter Ungarns und sie erinnerten in ihrer Steifheit und Schwerfälligkeit an die Bleihusaren in der Kinderstube. Wie sie so zu Pferde sassen, konnte man schwer unterscheiden, wo das Pferd aufhörte und der Mensch anfing. Eine Reihe grün angestrichener Karren, darunter ein Haus zu Ehren des alleinseligmachenden russischen Gottes, Curschmiede, Marketender, Popen und andere

Geräthschaften zu Wagen schlossen, als sogenannte Bagage, die Colonne.

Nur zu geschwind fühlten sich die rauhen Krieger Russlands zu P. heimisch und was sie da wie überhaupt in Galizien getrieben, erspare man uns „im Zeitungsblatt zu melden, was wir schaudernd selbst erlebt."

Den ersten Gästen folgten andere. Alle zogen gegen Ungarn, um Europa Kunde von der russischen Tapferkeit und Civilisation zu bringen.

Nachdem Fussgänger und Reiter, Kanoniere, Baschkiren und Kalmuken, Staub und Birkentheergeruch zurücklassend, vorübergezogen waren, erschienen eines Tages zu P. donische Kosaken. Seltsame Gestalten im Panorama der Weltgeschichte! Einst der verkörperte Ausdruck freier Männer eines freien Gemeinwesens, sanken sie in Folge ihres Trotzes gegen alle Cultur in namenlose Erniedrigung, bis die Gewohnheit das Gefühl derselben in ihnen erstickte.

Ein weiteres Vorrücken gedachter Kosaken erschien den Strategen vorderhand nicht erwünscht und so hielten sie zu P. längere Rast.

Was Sarah längst gefürchtet, widerfuhr ihr jetzt. Sie oder eigentlich ihr Haus wurde mit einer bedeutenden Einquartierung bedacht. Ergeben in den Willen des Herrn, ohne dessen Rathschluss weder Russen noch andere Unglücksfälle über Einen kommen, murrte sie zwar nicht, konnte aber nicht umhin, sich einer grossen Angst und noch grösseren Bangigkeit hinzugeben, zumal sie die Wahrnehmung gemacht, dass die einquartierten Kosaken ohne viel Federlesens den Keller, in dem Anna verborgen war, erbrachen und sich dort nächtlicher Weile herumtummelten.

Was sie dort anstellten? Sarah beobachtete in einer Nacht durch eine Lucke der Kellerthür das Treiben und sie musste sich solches als höchst bizarr erklären. Von der Nische und deren Inhalt schienen die Kosaken übrigens keine Ahnung zu haben.

Den Kellerraum beleuchteten zwei Unschlittkerzen aus der Familie der Regenwürmer, gerade so viel als nöthig war, um die Finsterniss sehen zu können. Ein Bottich, angefüllt mit dem edlen

Nass reinen Wassers stand in der Mitte und in demselben schwamm, Gott strafe nicht die Augen, welche solches schauten, ein hölzerner Götze — nicht Mensch, nicht Fisch, ein grauses Ungethüm!

Acht Kerle, ebenso viele Stützen und Vertheidiger des Thrones Sr. Majestät des Kaisers von Russland, umstanden in einem Anzuge, wie ihn weiland Adam vor Entdeckung des Feigenblattes getragen, den Bottich, dabei allerhand unverständliches Zeug zur Ehre Gottes hinmurmelnd. Der Schöpfer ist denn doch manchmal ein vielgeplagter Mann! Nach einiger Zeit setzten sich die Betenden in Bewegung und umkreisten im historisch berüchtigten Gänsemarsch den Wasserbehälter. „Chlystschu, chlystschu“ plärrten sie im raschen Tempo und peitschten einander mit Schwung und Energie die Rücken. Einige Zeit übten sie in dieser Weise an sich das Werk christlicher Nächstenliebe, hoben dann den Popanz aus dem Wasser, liebkosten ihn, die Kerzen knisterten und eine Finsterniss, würdig des egyptischen Stammvaters, füllte den Raum aus. —

Sarah bat Gott um Erbarmen und ging in tiefen Gedanken ob des Räthsels, das sie eigenäugig gesehen, zu Bette. Um das Schicksal Anna's war sie nicht sonderlich besorgt. Religiöse Schwärmer dachte sie, haben für Frauenreize keine Augen.

In einem Punkte hatte sie Recht. Die acht Kosaken waren in der That religiöse Schwärmer. Sie gehörten jener Sekte an, die in Russland unter dem Namen „Chlysten“ bekannt ist.

Die Fanatiker dieser Sekte begehen in der Woche zwei Nächte als Feiertage, und verrichten da den Gottesdienst in oben skizzirter Weise. Der Popanz im Wassertrog repräsentirt den Schöpfer in eigener Person.

Den grössten Feiertag, eine Art Ostern, begehen gedachte Sektirer im Frühjahre. Da kommen sie in einem zum Gotteshause umgestalteten Keller zusammen, suchen unter den Versammelten, wenn möglich, eine fünfzehnjährige Jungfrau heraus, legen sie in Bande und hierauf in eine mit Wasser angefüllte Badewanne. Kreischend oder wenn man es gerade will, singend nahen übertragene Weiber dem Opfer und berauben es mit geschicktem Schnitt eines Körpertheiles, welcher von König Salomo und anderen Dichtern

als „schneeiger Hügel“ besungen worden ist. Der Raub wird in kleine Parzellen vertheilt, als Seelenlabsal von den Versammelten verschluckt, worauf der verstümmelten Jungfrau religiöse Complimente gemacht werden. —

Die Chlysten zollen auch grosse Ehrfurcht den Katzen und Schaben. Warum Letzteren? Die Tiefen menschlichen Aber- und Irrglaubens sind eben unergründlich.

Religiöse Schwärmer waren demnach die Kosaken im Keller. Darin kann man mit Sarah Rosenzweig übereinstimmen. Dass aber solche keine Augen für Frauenreize hätten, ist eine Ansicht, die ebenso unbegründet ist, wie so manches Andere, das man frommen Augenverdrehern nachrühmt.

Das Regiment der donischen Kosaken zog wegen der Sommerhitze nächtlicher Weile aus P. Sarah entledigte sich so der lästigen Einquartierung. Der Keller blieb fortan leer. Aber auch die Kellernische, in welcher Sarah ihr Kleinod verborgen hielt, war — leer. Anna war verschwunden auf Nimmerwiedersehen. — — —

3.

Man zählte das Jahr 1863. Im unglücklichen Polenlande wüthete wieder einmal die Furie des Aufstandes. Kein harter Friede dauert eben länger als die Ohnmacht des Gedrückten, sagt irgendwo Rottek.

Lohe färbte das Firmament, Blut den Boden. Ein Schlachten war's und keine Schlacht, so oft es zwischen Insurgenten und Russen zum Zusammenstosse kam, und wenn auch die polnischen Häuflein sehr oft der russischen Uebermacht unterlagen, wenn auch Knute und Galgen, Blei und Sibirien die Pacificationsarbeit der Russen werkthätig unterstützten, wollte doch der Kampf der Freiheitsidee gegen die rohe Macht kein Ende nehmen. Die zerstreuten Insurgenten sammelten sich bald wieder, manchmal stärker noch an Zahl, indem die entstandenen Lücken durch Zuzügler aus aller Herren Länder namentlich aber aus Galizien mehr als hinreichend ausgefüllt wurden.

Es liegt nicht im Rahmen unserer Aufgabe, den polnischen Aufstand von 1863 in seinen Einzelheiten zu schildern. Traurig, dass er ausbrechen musste, noch trauriger, dass er so ein klägliches Ende nahm. Nur eine Episode aus demselben gehört in unsere heutige Geschichte.

Es war nach dem Scharmützel bei W. die Insurgenten hatten sich in die Wälder zurückgezogen und die Russen kühlten ihr Müthchen an den auf dem Wahlplatze liegen gebliebenen Todten und Verwundeten. Mehrere der Letzteren, darunter auch der Anführer der zerstreuten „Bande" wurde als leichter beschädigt vom Boden aufgehoben und nach dem benachbarten Städtchen, dem Sitze des commandirenden Generals, geführt.

Noch am Abende desselben Tages stellte man die Gefangenen vor ein Kriegsgericht, welches aus eben dem gedachten General zusammengesetzt war, und ehe man sich's versah, hatte auch dieser seltsame Gerichtshof genügende Anhaltspunkte, um über drei der Gefangenen das Todesurtheil aussprechen zu können. Einige Kernflüche, wie solche nur im Lexicon der russischen Militärobern zu finden, schlossen statt Trommelwirbel die Ceremonie. Tags darauf sollte die Tragödie ihrem herzzerreissenden Ende zugeführt werden.

Ein Morgen, lauig und wonnig, wie er eben nur in einem schönen Mai vorkommen kann, war im Heranbrechen begriffen. Die Nachtigall im fernen Gebüsch trillerte noch an den letzten Nummern ihres Nachtconcertes, süsser Duft erfüllte die Natur und die Strahlen der aufgehenden Sonne sogen gierig die Thauperlen aus den Blumenkelchen auf. Und diese wollüstige Harmonie in der Natur sollte durch einen schrillen Missklang gestört werden.

Auf dem weiten Platze vor der Generalswohnung standen in kurzen Distanzen von einander entfernt drei Pfähle fest in den Boden gerammt und hinter einem jeden derselben gähnte ein offenes Grab, bereit, die Opfer zu empfangen, welche ihnen das „Recht des Stärkeren" soeben zuführen sollte.

An den mittleren Pfahl wurde der eingebrachte Anführer der gestern zerstreuten Insurgentenschaar gebunden, die Eckpfähle nahmen

zwei andere Unglückliche ein. Rechts ein gewesener russischer Officier, links ein gewesener russischer Militärarzt.

Aus einem Fenster der Generalswohnung sah ein Weib im Morgenkleide der grausen Scene zu. —

Man verband den drei Delinquenten die Augen, der Geistliche murmelte, rückwärts schreitend, Gebete, das Zeichen ward gegeben und zwölf Läufe blitzten. Da drängte sich durch die Reihen ein Weib, in fliegender Hast eilte es auf den zu richtenden Militärarzt zu, doch es erreichte ihn nicht. Eine Flinte war losgegangen und die Kugel traf beide, die Gattin des Generals, diese war das Weib, und den Delinquenten links, den gewesenen Militärarzt.

Mit dem Angstschrei M o r i t z ! stürzte zu Füssen ihres Bruders nieder d i e a r m e A n n a, welche einst ein donischer Kosakenjunker entführt. Der Junker ward in der Folge General, A n n a Generalin und E i n e Kugel löschte ihr und des Bruders Leben aus. —

Sarah R o s e n z w e i g sah vom Himmel herab der schauerlichen Scene irdischer Gerechtigkeit zu, und als sie voll Bitterkeit die Czarin K a t h a r i n a hierüber zur Rede stellte, zog diese ein Document aus der Tasche und wies nach, dass noch allerhöchst sie selbst „f ü r e w i g e Z e i t e n“ die Todesstrafe in Russland abgeschafft hat. —

TAGESARBEIT.

(Geschrieben 1866.)

Verklungen ist des Nachtwächters Lied, welches in ebenso melodischer als romantischer Weise, den erfolgten Eintritt der Mitternachtsstunde verkündet hatte. Egyptische Finsterniss in vermehrter und verbesserter Auflage, herrscht in den Gassen — öde und menschenleer sind die Strassen. Nur Freund Boreas lustwandelt schaurig brummend durch dieselben, und der dichtumwölkte Himmel entleert sich in feuchten Schneeflocken, welche klatschend an die Fensterscheiben schlagen und so der Menschheit Kunde von ihrem höchsterfreulichen Erscheinen bringen.

Während die entfesselten Elemente in dieser Weise ihr muthwilliges Spiel treiben, taucht plötzlich in einem Seitengässchen eine Laterne auf und hinter derselben befleissen sich zwei Gestalten einer Gangart, welche grosse Eile verräth. Sie erreichen auch bald den Ringplatz und verschwinden in einem Hause. Keuchend und stolpernd klimmen sie die Stiege hinan, und kaum haben sie das Vorhaus des ersten Stockwerkes erreicht, so frägt auch schon eine derselben, wo der Doctor wohne. Die leere Luft, an welche eigentlich diese Interpellation gerichtet wurde, findet sich gleich so manchem Minister nicht veranlasst, irgend welchen Bescheid zu geben und so geht es denn an's Suchen.

In die Wohnung des Arztes führen drei Eingangsthüren; sie werden aber insgesammt von den Suchenden übersehen, dagegen rütteln sie mit grosser Hast an den Flügeln eines Fensters, welches in den Lichthof geht. Da aber, wie uns die Physik lehrt, das Glas zu den spröden,

leicht zerbrechlichen Körpern zählt, so geschieht es, dass eine Scheibe unter starkem Geklirre die süsse Gewohnheit ihres Daseins aufgibt.

Ein solcher offenbarer Bruch des Hausfriedens veranlasst das Haushündchen zu einem energischen Proteste, auch die Köchin findet es nunmehr für opportun, der Umarmung reizender Träume sich zu entwinden und so gelingt es denn den beiden Gestalten, bis in's Schlafgemach des Arztes vordringen zu können, wo sie ohne gerade ein seltsames oratorisches Talent zu bekunden, die Mittheilung herausstossen, dass der Schneider X. plötzlich erkrankt sei und unverzügliche Hilfe benöthige, worauf der Jünger Aesculaps Anstalten trifft, sich durch eine entsprechende Emballirung des Körpers gegen die Unbilden der Witterung zu verwahren. Kaumhat aber einer der nächtlichen Besucher diese erfreuliche Thatsache constatirt, als er auch schon davoneilt, um dem Kranken die trostreiche Nachricht zu hinterbringen, dass der Heilkünstler allsogleich erscheinen werde.

Und in der That sehen wir auch schon nach kurzer Frist den Laternträger voran und den Arzt hintendrein durch Nacht und Wind wandeln. Nun treten sie in die obgedachte Seitengasse ein, und nach einigen Minuten befinden sie sich am Bergesabhange, der in eine schmutzige Vorstadt führt.

Da ertönt durch die Nachtluft lang und bang ein menschlicher Laut. Der Laternträger wird stutzig, hält an, denn er glaubt seinen Namen gehört zu haben. Und in der That dringt jetzt klar und deutlich der Name Mayer zu seinen Ohren, worauf er mit einem kräftigen „Ja“, das Vorhandensein seines Ich's bekundet. Nach einigen Secunden schallt an die Adresse Mayer die Frage herüber: „Hast ihn?“, worauf Mayer in Würdigung der Thatsache, dass er wirklich den Doctor bei sich hat, abermals mit einem „Ja“ antwortet.

„Man bedarf seiner nicht mehr“, heisst nun die vom Gegentheil gesprochene Depesche und Mayer bläst ruhig, langsam aber entschieden in die Laterne. Der Kerzenstumpf in derselben knistert, erlischt und verbreitet einen Duft, welcher Alles eher als wohlriechend genannt werden kann. . . . . . .

Handgreifliche Finsterniss herrscht am Bergesabhange, wie überall in der Natur. Die Windsbraut heult, der nasse Schnee

klatscht und Hundegebell dumpf aus der Ferne kommend, scheint an's Schicksal die Frage zu richten, wann eigentlich ein Antithierquälerei-Verein sich der — Landärzte annehmen werde. . . . .

Dem Schneider X., welcher sich etwas unwohl gefühlt hatte, ward es unterdessen, wie wir eben gehört haben, ganz wohl, nicht so aber dem aus der Nachtruhe aufgestöberten Heilkünstler, der nunmehr gegründete Befürchtungen für die Sicherheit seines Gesichtes und der anderweitigen Gliedmassen hegte, und nicht recht wusste, wohin die Schritte zu lenken. Freilich empfand er vorerst nicht üble Lust am weiland Laternträger ein Experiment vorzunehmen, wofür man im bürgerlichen Leben an fünf Gulden Strafgelder zu zahlen pflegt, allein die hiezu unumgänglich nothwendige fremde — Wange war sammt Mayer, dem Besitzer derselben, im Dickicht der Finsterniss verschwunden. Der geärgerte Doctor „sistirt" daher sein humanes Vorhaben, und trachtet so schlecht es eben geht, die Heimath wieder zu erreichen.

In den Morgenstunden erscheinen in der Wohnung des Arztes besorgte Mütter, feiste Köchinnen und spindeldürre Lehrjungen. Alle haben dieselbe Mission, den Heilkünstler zu Kranken zu berufen, und alle lassen beim Weggehen das stereotype „bitte gleich" vernehmen.

Nun beginnt für den Doctor die eigentliche Arbeit, im bittern Sauerteig des Alltagslebens. Hier empfängt man ihn äusserst kühl, weil er „gar so spät" gekommen, dort ist dem Ableger irgend eines wohlbestallten Bürgers nach dem eingenommenen Medicament grässlich „ärger" geworden, obwohl es sich nachträglich herausstellt, dass der unbändige Range keinen Tropfen des verordneten säuerlichen Getränkes hatte schlucken wollen. Anderswo lässt sich eine „erfahrene" Frau mit dem Arzte in eine wissenschaftliche Conversation ein und meint, dass es vielleicht doch besser wäre, statt der weissen, rothe Pulver zu verschreiben, während in einem vierten Hause die Meinung der Hebamme dahingeht, dass das Kind gewiss „Zahnderl" bekomme.

Auf dem Wege von einem Kranken zum anderen empfängt der Jünger Aesculaps wohl eine Unzahl Grüsse, nebenbei muss er aber hiefür in peripathetischer Vortragsweise Einem rathen, was er gegen Ohrensausen zu thun habe, dem Anderen ein Mittel angeben,

welches mit besonders gutem Erfolge gegen Kopfausschläge bei Kindern angewendet zu werden pflegt, und dem Dritten in wissenschaftlich begründeter Weise auseinandersetzen, warum denn eigentlich der Kupferschmied L. vor zwei Monaten hatte sterben müssen.

Unter ähnlicher herz- und geisterfreuender Beschäftigung vergeht der Vormittag.

Nachmittag empfindet der Arzt die menschliche Lust, ein Schläfchen zu machen. Kaum hat er aber die Augen geschlossen, als auch schon in der Thür ein in Tücher gehülltes Weib mit einem Kinde am Arme erscheint. Ausserdem kann der gewissenhafte Forscher ein zweites Kind weiblichen Geschlechtes wahrnehmen, welches sich krampfhaft an die Schürze der Mutter anklammert, während als Schlusspunkt des Aufzuges, ein Paar grosse Stiefel zum Vorscheine kommt, in dem ein ganz kleiner Junge steckt. Die glückliche Besitzerin der drei Kinder lässt sich auf dem dargereichten Sessel nieder, und beginnt nun einen Vortrag, aus dem sich vorerst nichts entnehmen lässt, in der Folge ergibt es sich aber, dass der Säugling seit mehreren Wochen leidend sei. Er isst zwar, heisst es im Zuge weiter, Alles, selbst Bohnen, Hirse, Erdäpfel, aber es fehlt ihm doch etwas, ohne dass man ergründen könnte, woher die Krankheit komme. Wahrscheinlich, schliesst die besorgte Mutter, werden es „Würmer sein". Der ärztliche Rathgeber hat all' dem Schwulste zugehört oder auch nicht, und geht nun an die Besichtigung des s o k r a n k e n Objectes. —

Ein gellender Schrei aus der Gegend, wo der Schreibtisch steht, kommend, führt eine kleine Unterbrechung herbei. Der Junge in den merkwürdig grossen Stiefeln, hatte sich auf seiner neugierigen Wanderung durchs Ordinationszimmer, bis zum Schreibtische verirrt, und da getrieben von Wissensdurst, den Zeigefinger der rechten Hand in's Tintenfass gesteckt. Der herausgezogene Finger war dann schwarz, das sah er, um aber auch zu eruiren, ob nicht etwa sothane Flüssigkeit der beliebten Familie der Syrupe angehöre, führte er den Finger in den Mund, und that nun weithin schallende Meldung von der traurigen Erfahrung, welche er gemacht.

Nach diesem Intermezzo erfolgt die Ordination. Das Weib steckt dem Arzte verschämt etwas in die Hand und entfernt sich dankend. Der Arzt aber macht sich nun an die Reinigung des Schreibtisches von den Tintenflecken, als sichtbare Folgen des kleinen Forschers in den grossmächtigen Stiefeln.

Die geburtshilfliche Praxis zu schildern, welche der Arzt bald darauf in einer Bauernhütte übt, möge mir erlassen sein, weil ich ansonsten verrathen müsste, dass bei solchen Gelegenheiten die guten Lehren der Schule und theuerer Handbücher keine allzugrosse Berücksichtigung finden, weil sie eben nicht berücksichtigt werden können. Wo soll man da an ein Querbett denken, wo das leidende Weib auf einer Handvoll Streu am Boden liegt, und wie sollen Einem die regelrechten Kunstgriffe nicht abhanden kommen, wenn ätzender Rauch die Augen beleidigt, die Ausdünstung wiederkäuender Stubengenossen die Nase attakirt, und das Grunzen jener Thiere, welche der Prophet den Juden in der Wüste zu geniessen verboten, Einem in die Ohren gellt. . . . Man „arbeitet" eben, wie es sich arbeiten lässt, und wie es den Herren Gelehrten gewiss nicht träumt.

Unterdessen ist es wieder Nacht geworden, und wir finden unseren Aesculap im behaglich warmen Zimmer am Studirtisch. Wir sehen hier beim Scheine einer Nachtlampe Bücher, Papier, Scheere, Pincette. Auch Tegel, Pinsel und eine Loupe sind hier zu finden. Und vor all' diesen Herrlichkeiten sitzt der Arzt in gebeugter Haltung. Er sinnt, studirt, nimmt die Loupe zur Hand und entfaltet eine geräuschlose Thätigkeit.

Würden die Herren Professoren diesen stillen Arbeiter beobachten, dann dürften sie gewiss nicht mehr behaupten, dass „in den exorbitanten Mitglieder-Verzeichnissen der Doctoren nur wenige Männer sind", welche wissenschaftliche Leistungen fördern. Doch sie würden irren. Unser College überlässt diessmal die wissenschaftliche Forschung jenen, welche die Nahrungssorge nicht kennen, er aber flickt und klebt die wenigen „Papierzehnerl" [1]) zusammen, welche er den Tag über für seine Mühen erhalten.

[1]) Bis gegen Ende der Sechziger Jahre hatten wir bekanntlich papierne Zehnkreuzerscheine zur „klingenden" Scheidemünze, sie waren schmal, lang und leicht zerreisslich.

FÜR DIE TÜRKEN!

(Ein Capitel aus dem Tagebuche eines Gefangenhausarztes.)

Eigenthümlich geformte Feuersteine, mit Zeichnungen bedeckte Thierknochen und angebrannte Holzblöcke, welche der Geologen Wühler-Talent in den Tiefen der Erde aufgefunden, werfen allerdings einen Lichtstrahl auf die Uranfänge der menschlichen Cultur, trotzdem aber fällt es selbst dem eifrigsten Forscher und Grübler manchmal schwer, Aufschluss zu finden, wann diese oder jene Einrichtung entstanden.

Es liegt uns ganz gewiss die Absicht ferne, aus dem Gesagten irgend einen Vorwurf an die Adresse der hochachtbaren Gelehrten-Zunft schnitzen zu wollen. Was wir vorbrachten, ist lediglich der Ausfluss eines tiefen Schmerzes, den wir empfanden, als sich uns die Sicherheit aufdrang, dass die Nachgrabungen resultatlos sind, welche wir in allen möglichen und unmöglichen Folianten über die wichtige Frage anstellten, wann und unter welchen Umständen das bürgerliche Institut der Strassenjungen in die Welt gekommen ist.

In grossen Orten, wo das rasche Pulsiren des Lebensstromes stets neue Ereignisse an die Oberfläche wirft, mögen immerhin die lebhaften Gassenknaben gerne entbehrt werden; in Städten aber kleineren Kalibers darf und kann man ihnen eine gewisse Berechtigung der Existenz nicht versagen, denn sie bilden hier das belebende Princip in der Monotonie der Strasse, und vertreten die Stelle der Zeiger an der Uhr der kleinstädtischen Begebenheiten.

Das Gesagte möchten wir speciell auf einen Ort Galiziens bezogen wissen, der, gelegen in einer ebenso frischen als alten

Gebirgsgegend, im bescheidenen Rahmen seines Burgfriedens eine anheimelnde Stille und idyllische Langweile beherbergt.

In den Morgenstunden mancher Sommertage begegnet man wohl auf dem Forum des Schauplatzes der nachstehenden Begebenheit manchem Ackersmann aus der Umgegend, welcher Kehrbesen, Holzlöffel und andere Ergebnisse seiner manuellen Geschicklichkeit feilbietet; allein an regnerischen oder sonnigen Nachmittagen stösst man in Swirkowa auf die Reize eines gemüthlichen Stilllebens. Oede und leer ist gemeinhin der Ringplatz, der in seinem Centrum die malerischen Trümmer eines Baues zur Schau trägt, welcher nach den verlässlichen Angaben älterer Gemeindemitglieder einst einen Brunnen vorgestellt haben soll. Es fehlt da jedes Gedränge, jeder Lärm, kurz — man sieht nichts, hört nichts. Wird nun diese sittige Ruhe durch das Auftreten jener Kinderschwärme gestört, welche trotz der Lappen des Elendes, die um ihre Schultern flattern, mit Lebhaftigkeit und Humor ihren jugendlichen Spielen obzuliegen pflegen, so darf man mit Sicherheit darauf rechnen, dass im Städtchen ein Ereigniss im Werden begriffen ist.

Der Nachmittag ist drückend heiss. In den Sonnenstrahlen, welche brennend auf Swirkowa niederfallen, gaukeln und tanzen zahllose Mückenschwärme; auf den Zinnen der Brunnenruine überlässt sich eine Schaar aus der Sängerfamilie der Sperlinge leise zwitschernd trübseligen Meditationen, und nur dort vor der Behausung des einst reich gewesenen Insassen Simeon Vogelsang kommt ein etwas regeres Leben zum Durchbruch.

Die oben vielfach berührte Jünglingssorte in der malerischen Tracht der Barfüssler gibt sich zum Theile hüpfend und kreischend der Anwandlung einer höher potenzirten guten Laune hin, während der Theil mit solideren Lebensanschauungen unter ihnen, Fensterbrüstungen, Thüreingänge und andere Observationspunkte des Hauses besetzt hält, aus dem Musikklänge auf die Gasse dringen.

Simeon Vogelsang einst „ein Millionär von etwa zehntausend Gulden im Vermögen", wie man im Orte zu sagen pflegte, hatte in Folge unglücklicher Speculationen all' sein Habe verloren. Bittere Noth drückte ihn, und blieb auch er ungebrochen, so konnte dessen

Gattin das Ungemach der ungewohnten Armuth nicht ertragen. Sie knickte unter den Schlägen eines ungünstigen Geschickes frühzeitig zusammen, und vor mehr denn achtzehn Jahren hatte Vogelsang sein theueres Weib in die kühle Erde gesenkt, nachdem es kurz zuvor einem Töchterchen das Leben gegeben.

Die kleine Lea wuchs zu einer blühenden Jungfrau heran und bildete die einzige Freude, den einzigen Trost für ihren gramerfüllten Vater. Lea verdiente aber im vollsten Masse die Liebe und Werthschätzung Aller, die sie näher kannten. Die gütige Natur schien all' ihren Vorrath an Körperreizen erschöpft zu haben, um dem armen Mädchen Ersatz für den Abgang an Glücksgütern zu spenden, und wenn der Volksmund dieses reizende, anmuthige Wesen nicht anders als die „schöne Lea" nannte, so hatte er dazu die vollständigste Berechtigung.

Verband aber auch Lea mit ihren eminenten körperlichen Vorzügen eine seltene Herzensgüte und einen nicht gewöhnlichen Verstand, so wollte doch der sehnliche Wunsch ihres Vaters, sie an einen würdigen Mann verheirathet zu sehen, lange nicht erfüllt werden. Die Liebe, jenes erhabene Gefühl, welches als Emanation des Göttlichen im Menschen die Herzen nähert und sie mit unlösbaren Ketten aneinander fesselt, dieser krystallreine Lebensquell hat unter der Menschensorte, auf welche Vogelsang reflectiren durfte, und vielleicht auch unter anderen Erdensöhnen noch lange nicht das Heimathsrecht erlangt. Es geschieht daher, dass „leere Hände" selten einen Nehmer finden.

Wie überrascht muss aus diesem Grunde Simeon Vogelsang gewesen sein, als eines Tages der „Schadchen" bei ihm vorsprach und die Mittheilung machte, dass er für Lea einen Bräutigam in „Vormerkung" habe, der, selbst reich, nur ein edles Herz und ein blendendes Aeussere von dem Mädchen fordere, das seine Gattin werden soll.

Der „Schadchen" spielt unter den Hebräern Galiziens die Rolle der Vorsehung bei Vermittlung von Ehen. Die Registratur seines weit verzweigten Geschäftes trägt er für gewöhnlich in den zahlreichen Taschen seiner Gewänder mit sich herum und hat die Mädchen und Jünglinge eines jeden Alters und Standes aus Nah'

und Fern verzeichnet, um gleichviel ob in passender oder unpassender Weise, die Herzen für einander zu finden und einen gewissen Lohn für seine selbstlosen Bemühungen einzustreichen. Zum erfolgreichen Betrieb eines gut assortirten Schadchen-Geschäftes ist vor Allem ein dichterisches Talent vereint mit einer bilderreichen Rednergabe erforderlich, damit den Interessenten die zeitweilig gar zu prosaische Prosa der Wirklichkeit im Gewande einer schillernden Abstraction aus dem Reiche der Mythe vorgeführt werde. Da nun jeder galizische „Schadchen“ in dieser Hinsicht seinem Concurrenten zum mindesten um eine Pferdelänge vorzukommen bemüht ist, entstand die Sage, dass der Ehevermittler vom Fach mit der Wahrheit auf gespanntem Fusse lebe, und die Stimme des Volkes will sogar im Besitze von einschlägigen Beweismaterialien sein. Wir unserseits können diese übelwollende Nachrede einer geschwätzigen Fama nicht dem ganzen Inhalte nach bestätigen; denn der „Schadchen“ Gerson hatte in der That der schönen Lea einen Bräutigam zugeführt, der neben dem positiven Besitze eines hochroth behaarten Schädels noch der Vermuthung Raum liess, dass er reich, sehr reich sein dürfte, weil er eben keine Ansprüche auf eine Mitgift erhob. Hinsichtlich der Abstammung und Herkunft des Heirathscandidaten, Nathan Held mit Namen, hatte sich Gerson allerdings manch' merkliche Widersprüche zu Schulden kommen lassen, indem er ihn einmal einen rumänischen Kaufmann, das andere Mal einen Fabrikanten aus Kiew nannte; allein diese Irrthümer in der Diction liessen höchstens eine ungenaue geographische Gelehrsamkeit, aber bislang keine böse Absicht durchschimmern. Und übrigens lag doch in der Divergenz der Angabe kein gesetzliches Ehe-Hinderniss, zumal in einem Zeitalter, wo das arme Volk Cisleithaniens noch nicht wie nun die Plackereien einer ordentlichen Matrikelführung und kirchlicher Aufgebote zu erdulden hatte. Kurz Nathan Held ward zum Bräutigam der schönen Lea proclamirt, und heute soll sie ihm, wie man aus der freudigen Aufregung der Gassenjungen Swirkowa's längst schliessen konnte, als trautes Weibchen zugeführt werden.

Der wohlbestallte Nachtwächter unseres Gebirgsstädtchens hatte, eingedenk seines für die öffentliche Sicherheit so erhabenen

Berufes, den Zeitereignissen etwas vorgegriffen und schon knapp nach der achten Abendstunde kund und zu wissen gethan, dass es bereits zehn Uhr geschlagen und dass es daher Pflicht der ruhigen Staatsbürger sei, Licht und Feuer fein säuberlich auszulöschen und eines gesunden Schlafes zu pflegen; allein die Bürger von Swirkowa, ausnahmsweise vom Geiste des Widerspruches beseelt, machten diessmal den Anordnungen einer weisen Obrigkeit Opposition. Sie umstanden, in Knäuel zusammengedrängt, die Brunnenruine im Ringplatz-Centrum, in deren Nähe nach alter Sitte, die schöne Lea dem Herrn Nathan Held unter einem rothseidenen Baldachin angetraut werden sollte.

Die fünf bärtigen Männer, welche nebst einem Jünglinge, der den Discant besorgte, einen wehmüthig frommen Choralgesang executirten, waren mit ihrer Arbeit fertig, die Ceremonie der Trauung begann und endigte, und unter den Klängen des Radetzky-Marsches, welcher von einer „Bande“ einheimischer Heroen der Tonkunst froh und fröhlich ausgeführt wurde, kehrte der Hochzeitszug dorthin zurück, woher er gekommen; er zog vom Brunnen in die festlich beleuchtete Wohnung Simeon Vogelsang's, des glücklichen Vaters.

Lea, welche entsprechend der ritualen Vorschrift noch immer unter der Last eines schweren Schleiers aus Goldbrocat seufzte, schluchzte wie von Fieberfrost geschüttelt ohne Unterlass. Nicht wonnige Schauer durchzogen ihr Mark, auch nicht Freude presste aus ihren Augen die Thränen. Bange Ahnungen erfüllten ihr Herz . . . und so oft sie nach ihrem Nathan sah, beschlich sie furchtbare, trostlose Ahnung. . . . .

Nathan Held hingegen überliess sich der fröhlichsten Laune, aus der jedoch hie und da eine gewisse Bangigkeit, eine scheue Furcht hervorlugte . . . Tags darauf laborirten die P. T. Gäste, wie üblich, an den Folgen übermässig genossener Spirituosen. . . .

Zwei volle Jahre waren seit diesem denkwürdigen Ereignisse verflossen und noch immer sah Simeon Vogelsang vergebens irgend einer Nachricht von seiner Tochter entgegen. Kurz nach der

Hochzeit war Lea mit ihrem Gatten nach dessen „Heimathsort“ abgereist, den so eigentlich Niemand in Swirkowa recht kannte. Nach den ursprünglichen Angaben Held's sollte er „dort nicht weit“ hinter Czernowitz, so in der Gegend von Rumänien gelegen sein; dagegen erwiesen die Nachforschungen, die man freilich etwas verspätet angestellt, dass in den Gemarkungen der damals noch nicht vereinigt gewesenen Donaufürstenthümer weder ein Nathan noch irgend ein anderer Held zu finden sei. Die einzige Person, welche ärgsten Falls vor Gericht bestimmte Angaben über die Wesenheit des Bräutigams „aus der Ferne“ Aufschluss hätte geben können, der „Schadchen“ Gerson, war ebenfalls verschollen und verschwunden. Und zur Zeit, wo es noch keine Eisenbahnen, keine Telegraphen, dafür aber eine äusserst schläfrige Dominikal-Polizei gab, war das Auffinden in Verstoss gerathener Persönlichkeiten, deren eigentlichen Namen man schliesslich auch nicht kannte, ein äusserst schwieriges Beginnen.

Vogelsang, der ein zweiter Hiob, Hab und Gut, Frau und schliesslich auch seine einzige Lea diesen seinen Augapfel auf Nimmerwiedersehen verloren, lobte den Allmächtigen und dessen Rathschlüsse, und sah mit Resignation der Stunde des Absterbens als der Stunde der Erlösung von seinen Qualen entgegen. . . . Und ein gütiges Geschick fügte es, dass er nicht mehr lange leiden sollte. Ein Mann, welcher vor Jahren frommen Sinnes nach Jerusalem gepilgert war, kehrte heim nach Swirkowa, und dieser brachte dem trauernden Vater endlich, endlich Kunde von der verloren geglaubten Tochter.

Nathan Held war in der That ein Kaufmann gewesen, der aber einen schändlichen — Mädchenhandel nach dem Oriente betrieb. Wie viele andere seines Gelichters es vor ihm thaten, heirathete auch er in abgelegenen patriarchalischer Zustände sich erfreuenden Orten Galiziens und Polens die schönen Töchter armer jüdischer Eltern, um sie an Wollüstlinge des Orients für hohe Summen zu verkaufen. Die schöne Lea erlag demselben Schicksale. Sie kam in das Harem eines reichen Paschas, und nachdem die Citrone ausgedrückt war, fand die saftlose Schale in diversen Häusern von

Constantinopel und Alexandrien eine schmachvolle Unterkunft. Der Aufforderung heimzukehren, fügte der fromme Pilger hinzu, wollte Lea oder Fatima wie sie sich jetzt nannte, nicht Folge leisten.

Nicht?! schrie Simeon Vogelsang entsetzt auf und stürzte als Leiche zu Boden. Der arme, vom Schicksale so hart verfolgte Mann hatte ausgelitten; er war von seinen Qualen erlöst.

Mitleidige Nachbarn kamen herbei. Sie legten dem Leichnam Todtengewänder aus weissen Linnen an und trugen ihn hinaus auf den Gottesacker, wo er die ewige Ruhe finden sollte. . . . . Mit dem Gesichte gegen Osten, wo der Tag der Auferstehung anbrechen soll, lag Simeon Vogelsang bereits im Grabe. Da stieg zu ihm der fromme Pilger hinab und legte ihm Scherben auf die Augen, auf dass er den Schmerz der Umstehenden nicht sehe, dann drückte er in die starren Hände der Leiche je ein Stäbchen, welches bei der Auferstehung als Stütze dienen soll, und schliesslich ergriff er noch die grossen Zehen des Todten und bat ihn, er möge allen Verwandten und Bekannten alles Schlechte, das sie ihm zugefügt, verzeihen, nur Nathan Held nicht, damit ihn ebenso die Strafe des Himmels treffe, wie er der irdischen Züchtigung nicht entgehen dürfte. . . . .

Ein Jahr später sass der Gefangenhausarzt zu N. in seiner Amtsstube. Er fertigte einen Transport nach der Festung ab, wie man damals die Strafhäuser gemeinhin nannte. Acht Kerle der „geschlossenen Gesellschaft“ waren bereits untersucht und zum Transporte fähig befunden worden. Da trat der neunte Geselle, eine knorrige Gestalt mit rothem Haare, vor.

Euer Name? frug der Doctor.

Abraham Pfeifenstiel — auch Nathan Held.

Auf wie lange verurtheilt?

Acht Ellen haben sie mir zugemessen, erwiderte der Sträfling grinsend.

Wofür?

Weiss ich's. Da kam so ein frommer Pilger aus Jerusalem und zeigte den Gerichten an, dass ich für reiche Türken geheirathet

hätte — der Denunciant. Viermal, wie es die „Räthe“ behaupten, fügte er treuherzig zu, habe ich jedoch gewiss nicht geheirathet.

Wie vielmal sonst?

Fünfmal ganz bestimmt — die Lea war die schönste. Sprachs und zog mit den Ketten klirrend zu den Anderen, um schon Tags darauf die Reise nach der Festung anzutreten, wo er die acht Jahre schweren Kerkers abbüssen sollte. —

Gegenwärtig gibt es in Cisleithanien keine Kettenstrafe, keine Festungen mehr. An Stelle der letzteren traten Strafhäuser, haben aber diese keinen Raum für jene Individuen, welche dann und wann noch immer wie Nathan Held für die — Türken heirathen?

DAS UNHEIMLICHE HAUS.

Finster, grimmig kalt ist der September-Abend. Nirgends ein Baum, nirgends ein Strauch auf der weiten Ebene. Himmel und Erde sind hier ideale Begriffe, oder eigentlich nur „schöne Erinnerungen“ aus längstverklungenen Tagen. Die Erde liegt unter ellenhoher Schneedecke tief vergraben, und den Himmel sammt seinen Sternlein verdeckt eine dicke Schichte bleigrauer Wolken, die geräuschlos thätig mächtige Schneeflocken nach abwärts entsenden.

Schaurig tosend und tobend fährt ein eisiger Nord durch die Schneeflocken, sie zu kleinen Eiskrystallen zerstäubend, bald aber fegt und peitscht er mit furienhaftem Gestöhn die bereits am Boden ruhenden Schneemassen, welche gigantischen Staubwolken gleich himmelwärts steigen, der Luft ihre Durchsichtigkeit raubend.

In Mittel-Europa und den mit Steuerämtern wohl versehenen Nachbarländern gehört es zum guten Tone, über das Klima bittere Klage zu führen. Statt der normalmässigen vier Jahreszeiten, seufzt man, hätten wir eigentlich nur mehr zwei, deren eine frostig, die andere aber kalt sei. Sogar der Wonnemonat, welcher in früheren Tagen duftige Blüthen trieb, und der Menschen Ohr mit Nachtigallenschlag, Froschgequack und anderen Gedichten zu ergötzen pflegte, sei aus der Art geschlagen. Wenn die sehr ehrenwerthen Kalendermacher, heisst es, den Mai auf den Juli verlegen wollten, wäre er vielleicht von freundlicherer Leibesbeschaffenheit, so aber erinnert er an einen Soldaten vom 10. Linien-Infanterie-Regimente — weisser Rock. grüne Aufschläge!

Es fällt uns nicht ein den neuen Liedern Jeremiae über die bei uns üblichen klimatischen Unarten die Existenzberechtigung abzusprechen, jedenfalls aber geht der moderne Forschergeist zu weit, wenn er unsere diversen Vaterländer in ein verwandtschaftliches Verhältniss zu Sibirien bringen will. Das streift schon schier an Ehrenbeleidigung, begangen durch die Presse.

Sibirien, der grosse Kühlapparat, erfunden von Russland, um „im Namen der Civilisation“ und zum Heile der Nordslaven hohe patriotische Fiebertemperaturen herabzusetzen, bietet denn doch ganz andere Grundlagen zu schaurigen Wetterberichten als unser in seiner Weisheit gemässigte Himmel. So ein Abend im September, wie der eingangs geschilderte, wo Einem der Athem stockt und das Wort an den Lippen erfriert, dürfte doch bei uns eben so selten vorkommen, wie die Nachsicht einer Stempelstrafe. Ertragen wir daher ohne Brummen die kleinen „Ungemächer“, welche von oben über uns kommen, und beneiden wir nicht Jene, welche im sibirischen Eise die Wohlthaten russischer Humanität hinunterwürgen müssen.

Dieser weise Rath ist keineswegs das Urproduct meiner subjectiven Forschung, sondern vielmehr ein „in Kost“ genommener — und zwar von Männern, welche durch die Munificenz des Czaren in der Lage waren, auf Staatskosten die sibirischen Gefilde von Füchsen, Zobeln und anderen Ungethümen zu säubern, und die heimgekehrt hie und da am traulichen Kamin manches Erlebte mittheilen. . . .

Der September-Abend ist also finster und grimmig kalt, und mitten im oben skizzirten Schneesturme jagt ein kleiner Schlitten, gezogen von einem Rosse durch eine der Steppen Sibiriens.

Boreas heult, das Pferd schnaubt, pfeilschnell gleitet der Schlitten hin. Nirgends ein Wegweiser, nirgends ein Kreuz — es ist eine unwirthliche, eine confessionslose Gegend, in die unser Reisende sich verirrt hat. Vergebens lugt er in die Ferne — vergebens enthüllt er das Gesicht, in welches die Eiskrystalle prickelnd und stechend fahren, machtlos sinkt er zurück und überlässt sich der stummen Verzweiflung, welche uns gottlob nichts in der Welt rauben kann. . . .

Unterdessen schwand eine Stunde nach der anderen, die Nacht wurde finsterer und der weite Plan nahm eher zu als ab.

Einen Augenblick hält der Schlitten an, dann aber gleitet er abermals fort — fort in die Schatten der Nacht hinein. Stunde um Stunde verrinnt, der Sturm toset und tobt. Endlich beschwichtigt er sich in etwas — das Pferd bleibt stehen und der Verirrte befindet sich plötzlich vor einem Bau, welcher ganz vereinsamt schaurig unheimlich in die Finsterniss hineinragt.

Das Haus hatte keine Fenster, aber durch die Fugen der Bretterwand schimmerte helles Licht durch. Leise verliess unser Reisende den Schlitten und noch leiser schlich er zum Hause, um durch eine passende Wandritze die Vorgänge im Inneren desselben zu erforschen.

Vier rohgezimmerte rauchgeschwärzte Wände mit nur einer Eingangsthüre umschlossen einen ziemlich weitläufigen Raum. Fast in der Mitte des ungedielten Fussbodens befand sich eine Vertiefung als Anfang eines unterirdischen Ganges, und etwas seitwärts von diesem loderte ein Scheiterhaufen.

In dem unheimlichen Raume waren sechs Männer versammelt. Einer von ihnen schlank, mager und in einen weiten Bärenpelz gehüllt stand in der Mitte, nach dem unterirdischen Gang blickend. Neben ihm befand sich ein dicker Geselle mit einem wilden, fast thierischen Gesichtsausdrucke. Die Rockärmel hatte er zurückgeschlagen, und in der Rechten schwang er ein Messer. Die vier anderen Männer trugen die Tracht sibirischer Bauern. Der aufsteigende Rauch, welcher unter dem Dache eine Art qualmender Wolke bildete, vervollständigte das Bild.

Auf ein gegebenes Zeichen des Pelzträgers, welcher den Oberbefehl zu führen schien, verschwanden zwei der bärtigen Bauern in den unterirdischen Raum, und erschienen bald wieder mit einem in weisse Linnen gehüllten Gegenstande, den sie auf den Boden hinlegten. Es war diess die — starre Leiche eines mageren Mannes. In dieser Weise förderten sie nach und nach aus der geheimnissvollen Oeffnung viele Leichen zu Tage. Man stiess da auf bärtige Greise und junge Mädchen, auf dicke Weiber und zarte Kinder. Im Ganzen waren ihrer etwa zwanzig.

„Es ist kalt“, meinte der Commandant der gruseligen Scene. „Den Armen wird die Wärme wohl thun!“ Und auf diese Bemerkung

hin hob man die Leichen in die Höhe und befestigte sie an Pfählen rings um den Scheiterhaufen.

Schrecklich war der Anblick, der sich da darbot.

Alle die starren blassen Körper mit weit geöffneten Augen und Eiszapfen in den Haaren umstanden jetzt das Feuer, dessen helllodernde Flamme neues Leben in ihnen anzufachen schien. Bei einer Leiche sank der bisher steif in die Höhe gestreckte Arm machtlos herab, bei der anderen fiel der Kopf auf die Brust, und eine dritte knickte gar in der Mitte zusammen — kurz, die Bewegungen in der kleinen Todtengemeinde gestalteten sich grotesk, fantastisch, während sich gleichzeitig ein unangenehmer Leichenduft im Raume verbreitete.

„Jetzt ist's Zeit. Wir können an die Arbeit gehen“, meinte nach einer Weile der Herr im Bärenpelze. Und auf diesen Wink hin band man die Leichen von den Pfählen los, legte sie auf Tische, und der Mann mit dem wilden Gesichtsausdrucke schritt an die Arbeit. Da gab es nun ein Sägen, Hämmern und Meisseln an den Schädeln, ein Knistern und Knacken beim Eröffnen der Brust- und Bauchhöhlen, und nachdem der hagere Herr in der Pelz-Emballage Herz und Niere geprüft, und das Resultat seiner Forschung „zum ewigen Gedächtnisse“ in ein Notizbuch eingetragen, räumten die zerstückelten Cadaver anderen bisher noch unversehrten den Platz ein.

Unserem Lauscher an der Wand wurde ob des Gesehenen unheimlich zu Muthe. Wiederholt beschlich ihn das Gefühl, als würde er beraubt der Sinne der Wirklichkeit entrückt, und in ein undefinirbares Nichts getragen, doch die schaurige Kälte kam ihm lange zu Hilfe. Schliesslich versagte auch diese den Dienst, und als er wieder erwachte, sah er sich auf einem der verhängnissvollen Tische im „unheimlichen Hause“ liegen, während der Herr im Bärenpelze, wie der Mann mit dem unheimlichen Blicke ihn vollends zum Bewusstsein zu bringen bemüht waren.

„Er lebt“, brummte Ersterer.

„Ja wohl, er kommt zu sich“, grinste der Letztere, und bald darauf wusste auch der Gerettete, wo er sich befand . . . .

In Sibirien ereignen sich die unnatürlichen Todesfälle etwas häufiger, wie in anderen unter Polizeiaufsicht stehenden Ländern, und als eine weitere nationale Eigenthümlichkeit herrscht dort der schöne Brauch, dass die Leiche, bei der die Todesursache den Verdacht eines verübten Verbrechens weckt, nicht gleich obducirt, sondern vorerst im „Eiskeller“ aufbewahrt wird. —

Der „Eiskeller“ ist ein Regierungs-Gebäude in der Steppe, wie wir es im Voranstehenden kennen gelernt haben. In den unterirdischen Räumen desselben werden die Leichen der unnatürlich Verstorbenen des Bezirkes zum Einfrieren aufgestapelt, und sobald eine convenirende Anzahl „am Lager“ beisammen ist, erscheint der Bezirksarzt mit seinem „Feldscheer“ und nimmt nächtlicher Weile — Sibirien leidet bekanntlich an sehr viel Nacht — die gerichtlichen Sectionen vor.

Was unser Verirrte in der Steppe gesehen, war demnach keineswegs etwas unnatürlich Schreckliches, und es verlohnte sich kaum der Mühe erst ohnmächtig zu werden. Ohnmachten zieren überhaupt nicht den Mann, und man sollte dieses Vergnügen ein für alle Mal jenen zartbesaiteten Damen überlassen, die gerne Waschungen mit dem „echten“ Eau de Cologne vom echten Maria Farina vornehmen, oder deren Männer Anfälle von Geiz erleiden, falls es sich um Vergnügungskuren in Marienbad oder um neue Strassenreinigungsmaschinen vulgo Schleppen handelt.

Du aber, mein ermüdeter Leser, bist mit deiner motivirten Interpellation im vollkommensten Rechte.

Wie kommst du zum Unglücksfalle, ein Capitel aus einem Schauerromane zu lesen, und woher nahm ich die nöthige Unverfrorenheit, ein solches zu schreiben?

Die Antwort ist kurz, und ich erwarte, dass sie für mich mildernde Umstände zulassen wird.

Aus allgemein gebilligten Ersparungsrücksichten sind bekanntlich die Brief-Aufgabs-Recepisse, wie die Semmeln kleiner geworden, und auch das Honorar der Aerzte für Functionen „im Auftrage der Behörden“ hat einige erfreuliche Abbreviaturen erfahren. Der Arzt, welcher zur „Commission“ auf Reisen geht, ist fortan der

Unannehmlichkeit enthoben, auf eigenem Wagen ein trauriges Einsiedlerleben zu führen, und er darf fürderhin mit vier anderen Personen, nämlich: mit dem Untersuchungsrichter, dem Fuhrmann, dem zweiten Arzte und dem beeideten Schriftführer, als fünfter im Bunde auf Einem Leiterwagen einen geselligen Verein zur Erlangung von Kreuzschmerz und Gliederreissen gründen. Es steht ihm auch frei, die heiligen Apostel in ihren Fusstouren nachzuahmen, falls er als Gerichtsarzt einen schwer Verletzten in dessen Wohnung aufsuchen muss, falls sie nur eine halbe Meile vom Gerichtsorte entfernt ist. Dagegen ist es ihm nach diesem schweren Gange gestattet, sitzend fünf Hauptverhandlungen, die an Einem Vormittage abgethan werden, um nur 3 fl. 15 kr. anzuwohnen, obgleich der Tarif für die Anwesenheit bei Einer Schlussverhandlung 3 fl. 15 kr. bestimmt. —

Trotz all' dieser Vermehrung der Mindereinnahmen für die Sanitätspersonen aber bekunden die Chronisten des Tages, dass die allgemeine Finanzlage des Staates denn doch noch einige Ersparungen vertragen könnte. —

Da schon, wie die Geschichte lehrt, bei den Herren Aerzten mit so seltener Vorliebe das Sparsystem zur Anwendung gebracht wird, wollte ich mit der voranstehenden Skizze, im wohlverstandenen Interesse des allgemeinen Besten, die Aufmerksamkeit auf die ebenso schöne als zweckentsprechende Einrichtung der „Eiskeller" in Sibirien lenken, und besagtes Institut, zu Zwecken weiterer Ersparungen zur geneigten Prüfung anempfehlen.

Zum Beweise meiner Uneigennützigkeit verzichte ich im Vorhinein auch auf das kleinste Kreuz zur Belohnung vaterländischer Verdienste; denn ich habe vorderhand genug am Grosskreuz — der ärztlichen Praxis.

DER GEIGER WIDER WILLEN.

In der Mitte des Dorfes X. steht das Wirthshaus, welches dem Grundherrn bedeutende Propinationsgelder, und den „braven Landleuten" noch bedeutendere Räusche einträgt.

Das Gebäude ist ein Muster von Zerfahrenheit. Das Hausthor erinnert an einen träumerisch herabhängenden gebrochenen Gänseflügel, das Dach ist in sinniger Weise aus Schindeln, Stroh und Löchern zusammengefügt, und die Wände scheinen vom Princip der Zusammengehörigkeit absolut nichts wissen zu wollen; indem eine jede derselben ihrer Privatneigung folgt. Als natürliche Consequenz hievon bildet die Schenkstube eine bisher noch nicht bekannte geometrische Figur.

Die innere Ausstattung dieses Restaurations-Salons verräth keinen luxuriösen Aufwand. Ein Schränkchen im Winkel — durch ein Holzgitter abgegrenzt, eine Ofengabel neben der Thür, ein langer Tisch zwischen zwei noch längeren Bänken, und eine Katze mit verbrannten Schnauzhaaren auf dem Herde, geben die bescheidenen Einrichtungsstücke ab. Die Zimmerdecke bestätigt den gerühmten Fleiss der Spinnen, und der ungedielte Fussboden bildet ein hügeliges Terrain, welches von zahlreichen Flüsschen durchschnitten wird. Sie beziehen ihre Nahrung aus dem unerschöpflichen Quell der Harnorgane eines Kälbleins, welches in Anbetracht der draussen arg hausenden Kälte hinter dem Ofen einquartiert worden ist.

In den Räumen der Schenke herrscht heute, als an einem Sonntagabend, ein stark bewegtes Leben. Die anwesenden Gäste üben

die Kehlen zu künftigen parlamentarischen Kämpfen. Einige bauen Perioden nach Art der egyptischen Pyramiden, so dass man das Ende kaum absieht. Andere suchen am Schränkchen Begeisterung, wo eine Hebe den gebrannten Nektar kredenzt, welche mit einem Auge schielt, und mit dem andern nicht recht sieht. Sie ist die Gesponsin des Schenkers, welcher mit Gewissenhaftigkeit und Kreide die Sünden verzeichnet, so sich die Menschheit zu Schulden kommen lässt. Die jüngere Generation paart sich, d. h. die Jünglinge suchen nach entsprechenden Mägdlein, und drehen sich dann im Tacte der Musik im Kreise, welche von zwei Jüngern der Tonkunst executirt wird. Beide sind einheimische Originalmusikanten, der Eine lässt eine Fiedel quicken und der Andere eine jugendliche Bassgeige brummen, und da jeder von ihnen seine eigene Idee verfolgt, so schaffen sie durchwegs kein harmonisches Ganze.

Plötzlich verstummt die Musik, die Tanzenden halten inne, und aller Augen richten sich nach der Thür, durch welche zwei Pelze zum Vorschein kommen, in denen Reisende stecken. Der Eine ist Arzt im benachbarten Städtchen, und der Andere stellt den Sohn einer kranken Mutter vor, zu der eben der Heilkünstler bei Nacht und Sturm geholt wird. Sie wohnt in einem zwei Meilen entfernten Dorfe und wird, obwohl man bereits eine halbe Wegstunde zurückgelegt, noch lange auf die ersehnte Hilfe warten müssen, dieweil der Schlitten einige Havarien erlitten hat, welche durchgreifende Reparaturen erforderlich machen.

Der Schenker, als ewig dank- und honorarschuldiger Patient des Doctors, lobt die göttliche Fügung, vermöge welcher der Unfall gerade in der Nähe seines Einkehrhauses arrivirte und ladet den Gast ein, im Alkoven auszuruhen.

Stolpernd folgt der ehrenwerthe Herr Doctor der Aufforderung und lässt sich im Halbdunkel, welches ein Kerzchen verbreitet, auf ein Möbelstück nieder, das so ziemlich einer Bank ähnlich sieht. Kaum ist er aber einige Secunden dagesessen, hat er auch schon Gelegenheit, praktische Erfahrungen über die Lehre vom Stosse zu sammeln, und die Wahrnehmung zu machen, dass sich unter ihm ein äusserst rühriges Leben entfaltet. Entsetzt springt er auf und

bemerkt erst jetzt, dass er auf verschiedenen Theilen dreier schlafenden Rangen die Sitzung eröffnet hatte. In Galizien wird nämlich eine Art Hausgeräthes fabricirt, das bei Tage, durch ein Brett gedeckt, eine Bank, und in der Nacht ohne Deckbrett, eine Bettstelle abgibt. Jedenfalls ein verrätherischer, hinterlistiger Charakter.

Dieses Intermezzo, eine Unzahl Wanzen, welche nicht erst das Vereinsgesetz abwarteten, um satyrische Vereine zu gründen, die Einsamkeit und schliesslich ein unausstehlich lieblicher Sauerkrautduft, veranlassen den Doctor, den Tanzsaal aufzusuchen. Ein besonderes Ergötzen findet er am Violinspieler, welcher, die Augen gegen die Zimmerdecke gerichtet, in äusserst nachlässiger Weise, eine ebenso kurze als monotone Melodie in zahllosen Wiederholungen herableiert. Der Arzt, welcher zur namenlosen Verzweiflung der Hausratten die Geige zu handhaben pflegt, greift nun zum Zeitvertreib nach der willig ihm dargereichten Fiedel, und entlockt ihr so manche im Dorfe noch nicht gehörte Weisen. Und als wäre unter die Tänzer und Tänzerinnen die Tarantel gefahren, hüpften sie und sprangen, und kreischten obendrein Gesänge, so dass bald unter ihnen eine solide bürgerliche Heiserkeit epidemisch auftrat. Der Schenker seinerseits hatte erst jetzt Grund, die göttliche Fügung zu loben, vermöge welcher der Schlitten gerade in der Nähe des Wirthshauses einen Leistenbruch erlitten; denn mit der gesteigerten Lust vermehrte sich auch der Durst der ehrenwerthen Gäste, und je mehr die Gäste trinken, desto weniger leidet der Gastwirth an Hunger.

Der Schlitten war unterdessen in Stand gesetzt, der Sohn der kranken Mutter hatte auch glücklich einen Hahn zu einem Süppchen für die Patientin von der Schenkerin erhandelt und der Arzt empfand nicht üble Lust, seiner Künstlerlaufbahn ein Ziel zu setzen. Doch anders war es im Rathe der Bauern beschlossen. Sie liessen den geigenden Aesculap nicht von der Stelle, und wie unlieb ein unfreiwilliges Sitzen sein mag, wissen die übergangenen Mädchen am besten zu beurtheilen. Der zurück- und ungehaltene Doctor verlegte sich vorerst auf's Bitten, doch dieses nützte ebenso wenig, wie die schönen Reichsrathsreden zu helfen pflegen, und als er dann zu

Drohungen schritt, wurde er durch geballte Fäuste in die Schranken des Anstandes verwiesen. Damit er aber nicht in den Fehler des passiven Widerstandes verfalle, erhielt er von da ab eine mit nervigen Armen wohlversehene Leibgarde. So geigte der arme Landarzt fort. Der Schweiss rieselte über dessen Antlitz, Krampf bemächtigte sich seiner Finger und die Gefühle brachen bei ihm in eine förmliche Empörung aus; allein die nervigen Arme, die tüchtigen Fäuste „wirkten Wunder", und der Musicus wider Willen geigte weiter . . . . Endlich, endlich, es war zwei Uhr nach Mitternacht, konnte der durch den Qualm, Lärm und Aerger ermattete und betäubte Jünger Aesculaps weiter ziehen.

Der Schlitten, den er nunmehr zum zweiten Male bestieg, war ein unverfälschtes galizisches Erzeugniss und gehörte zu den sogenannten „Barfüsslern", d. h. die Läufe entbehrten des civilisirten Eisenbeschlages, und besassen desshalb die Marotte, in Momenten guter Laune von dem geraden Wege abzuweichen und sich sammt der theueren Last in jähe Abgründe zu stürzen. Im besten Falle pflegen derartige Schlitten Kreuz- und Querzüge durchs Land zu machen und mit jugendlichem Ungestüm auf Zäune, Schneeberge und Steine zu stossen, so dass die Reisenden kopfüber nach der entgegengesetzten Seite auswandern. —

Auf dem barfüssigen Schlittengestell waren zwei Seitenleitern angebracht, deren nackte Rippen durch querverlaufende Strohgewinde mit einander correspondirten. Nur im Departement des Rückwärtigen befanden sich die irdischen Ueberreste eines Wagenkorbes, welcher weder durch Familien- noch andere Bande an den Schlitten gekettet war, dagegen enthielt der vordere Schlittentheil ausser den entsprechenden Leiterabschnitten keine weiteren Draperien. Im Korbfragmente ruhte der erhandelte Hahn, ein Bund zerriebenen Strohes und auf diesem der Doctor, dem man es ansah, dass er keineswegs wegen allzugrosser Bequemlichkeit gar grimmige Gesichter schnitt.

Ein heftiger Nordost jagte schaurig heulend über die Schneefelder hin, und als würde dessen schneidende Kälte zum Beglücken der sündhaften Menschheit nicht ganz hinreichen, wirbelte er die

Schneemassen zu Staubwolken auf, welche in's Gesicht fahrend, das Gefühl eines elektrischen Prickelns erzeugten.

Wohlig schauernd verkrochen sich Menschen und Thiere auf ihren Lagerstätten und der „praktische Landarzt" zog sich seufzend in seinen Pelz zurück. Der in Bande geschlagene Hahn machte mit den Flügeln einige Versuche, das Unwetter abzuwehren und senkte sinnend den Kopf, ohne seinen melodischen Gesang ertönen zu lassen. Nur die goldene Freiheit kennt das fröhliche Lied, und wenn ein Arzt hungert und friert, da kräht kein Hahn.

Der Sohn der Kranken, zugleich ausübendes Mitglied der Rosselenkerzunft, sass vorne auf einem Sacke voll Häckerling, hüllte sich in den Schatten eines gewesenen Mantels, und gab sich alle erdenkliche Mühe, die zwei Renner im Gange zu erhalten. Er schrie, stampfte mit den Füssen, zerrte und schüttelte die Zugseile, und schwang einem Verhängnisse gleich die Peitsche über die Rücken der Zugthiere, deren Körperfülle ziemlich wahrnehmbare Spuren eines oft und tief empfundenen Hungers nachwies. Und als all' das gütliche Zureden des Lenkers, die Rösslein zur Eile nicht bewegen konnte, wendete er den Peitschenstiel um und executirte mit demselben in den hinteren Regionen der Pferde Bohrversuche; und siehe da, das „Hausmittel" half. Die Renner griffen aus und wie ein Pfeil schoss der Schlitten über die Schneefelder hin, ohne natürlich seine angeborene Neigung, vom geraden Wege abzuweichen, lassen zu wollen. Er rutschte nach rechts, rutschte nach links und bewegte sich nebenbei auch nach vorne. Er passirte Zäune, Bauernhäuschen und Gräben, über welche der Schnee das demokratische Princip der Gleichheit ausgeschüttet, und holperte gar lustig über Berge und Flüsschen dahin, die ihm in den Weg kamen. Er konnte und durfte lustig sein — der Schlitten; denn er war einer bedeutenden Last entledigt.

Der fragmentarische Wagenkorb huldigte in einem unbewachten Augenblicke den Grundsätzen des entschiedenen Rückschrittes, und liess den vorwärts drängenden Schlitten laufen. Die Folgen dieser Spaltung der Parteien war, dass der Hahn, das Stroh und der Arzt sammt Korb weich gebettet im Schnee lagen, während der

Fuhrmann, taub für die Zurufe des Doctors, mit dem Gespann fortraste, galt es doch der armen Mutter — schnelle Hilfe zu verschaffen.

Unser Held überzeugte sich bald von der Gediegenheit des Satzes, dass „Schreien nichts hilft“, wie der Schneider sagte, als er einem säumigen Gläubiger einen Wechsel präsentirte, und sann nun darauf, einen geordneten Rückzug anzutreten. Den Hahn nahm er aus Nächstenliebe mit sich, konnte ja dieser noch erfrieren!

Als der Doctor auf seinem Rückmarsche in die Nähe des Wirthshauses kam, und die in demselben fortdauernde fröhliche Stimmung wahrnahm, zog er es vor, nicht einzutreten.

Tags darauf finden wir ihn in seiner Wohnung. Er ist mit Symptomen eines tüchtigen Katarrhs behaftet, und ruht nun in Schlafrock und Filzstiefeln von den Mühen der goldenen Schlittenpraxis aus. Ein Freund aus der ehrenwerthen Bürgerclasse leistet ihm Gesellschaft, doch nicht lange; denn die sorgsame Frau Doctorin lässt soeben ein dampfendes Nachtmahl auftragen, in welchem ein Huhn keine unbedeutende Rolle spielt . . . .

Der Freund empfiehlt sich, und auf dem Heimwege denkt er: Es ist doch gut, Arzt zu sein; denn er hat auch an Montagen sein Huhn im Topfe . . . . Eitler Schwärmer! Ein Hahn und kein Huhn war es, und diesen hat dem Geiger wider Willen, die — — Schlittenpraxis eingebracht. —

EINE UEBERRASCHUNG.

Die galizischen Vicinalwege hatten seit jeher das Naturell, zu einer jeden Jahreszeit in specifischer Ausstattung zu prangen. Lieblich zu schauen war selbe gerade nicht, bequem dafür — auch nicht. Als aber constitutionelle Aeren, Goldrenten und Bezirksvertretungen in Brauch kamen, machte sich auch hierin ein erfreulicher Umschwung bemerkbar. Die „polnischen Wege“ schlugen sich jede Rücksicht für die Jahreszeit aus dem Kopfe und nahmen für immerdar die freundliche Physiognomie einer egyptischen Landschaft — kurz nach stattgehabter Ueberschwemmung an. Grünende Pfützen und lachende Seen erklärten sich in Permanenz, so dass Fröschlein und Bachstelzen, Schnepfen und Wildenten freudig die Hände über dem Kopfe zusammen schlugen und Lobgesänge zu Ehren des Herrn anstimmten, der in seiner Weisheit Bezirksräthe erfunden.

Nach dieser etwas wässerigen Einleitung mögen sich die geneigten Leser das Vergnügen gönnen, uns auf einem, einige Meilen langen Landwege Galiziens, nach einem Städtchen zu folgen.

Gedachter Ort gehört in die Reihe jener „Verstossenen“, denen die Herren Kartographen in ihrer Herzlosigkeit kein Plätzchen auf den Landkarten gönnen wollen. Und doch zählt er der Merkwürdigkeiten gar viele.

Der Ringplatz, viereckig und wie der Boden eines Vogelhauses reichlich mit Sand bestreut, ist von Häuschen umrahmt, die weder im gothischen, noch im jonischen, noch im dorischen Style erbaut und daher mit Lauben versehen sind. In den Lauben hat sich der Bazar etablirt, allwo Aepfel, Brod, geflochtene Semmeln, Pfeifen,

aus vaterländischem Lehm, Rüben, Krautköpfe und andere Südfrüchte von Weibern mit gediegenem Rednertalente feilgeboten werden. Ein runder Klotz an der Ecke der Zeile, in dessen Nähe die Hunde rudelweise schnuppern und den Liebesqualen durch anmuthige Tändeleien Linderung verschaffen, repräsentirt die Fleischbank, welche gewöhnlich nur einmal wöchentlich zu Sabbatszwecken geöffnet wird, woraus folgt, dass die Juden denn doch eine nützliche Erfindung sind.

Ein grosses Haus rechts, dem Gotte der Hebräer geweiht und ein Gebäude mit Thürmchen links, zu katholischen Cultuszwecken, zwölf Gemeinderäthe, keine Strassenlaternen, zwei Polizeisoldaten, viele anderweitige Honoratioren, eine ewige Blatternepidemie und ein Kasino sind, um kurz zu sein, die weiteren Dinge, welche es verdienen, im Gedächtnisse behalten zu werden.

Wozu ein Kasino?

So lange man in Kinderschuhen und mit nicht ganz salonmässig ausstaffirter Nase einherstolzirt, kennt man nicht das Süsse und Liebliche der Langweile. In einen jeden Winkel zaubert man sich die Welt mit ihren Anhängseln hin. In den bleiernen Soldaten sieht man unbesiegbare Helden, den erstbesten Stock hält man für einen Staatsweisen, und wird man zu Weihnachten mit einer Krippe beschenkt, streichelt man das Oechslein und spricht mit dem Eselein, als wären sie hochgestellte Herren. Im Alter tritt gerade das Gegentheil ein. Der Zauber schwindet aus jedem Winkel und wird man Landarzt oder anderweitig unglücklich, da verfügt man über geringe Einnahmen, viel Kränkung und noch mehr Langweile, und als Pacans dagegen dient im kleinen Orte das Kasino.

Das Verdienst, ein solches zu Dziura, wie wir unser Städtchen nennen wollen, gegründet zu haben, gebührt dem beweinenswerthen Doctor, der den unglückseligen Einfall hatte, da sein Bischen medicinischen Wissens ausschrotten zu wollen.

Herbe Verluste pflegen uns gerade nicht sehr freudig zu stimmen, nur wenn ein Jahr auf Nimmerwiedersehen verschwunden, und man dem Grabe eben um eine Jahreslänge näher gerückt ist, da kennt die Freude der Menschen keine Grenzen. Am Sylvester

wie am Hochzeitstage machen sie sich lustig, ohne eigentlich hiefür Grund zu haben. Doch mit den Zeiten gestalten sich Unsitten zu Sitten, die bis in den kleinsten Winkel, sogar nach Dziura dringen.

Und wo Alles lustig ist, dürfen die Dziurenser nicht traurig sein. Sylvester ist im Lande und die Honoratioren unseres Städtchens haben sich im Kasino versammelt, um ihn trinkend und plaudernd zu begehen.

Entsprechend dem feierlichen Momente, ist das Kasinolocale, bestehend aus vier kahlen Wänden und einem defekten Fussboden, durch Zuhilfenahme zweier Unschlittkerzen hell erleuchtet. Um den runden Tisch herum sitzen die Aeltesten der Gemeinde, als da sind: der Herr Bürgermeister, der Postmeister, der Schulmeister, der Wegmeister, der Organist, jedenfalls auch ein Meister — im Trinken, der Apotheker und der Herr Doctor. Seiner Zeit brachte Letzterer die Sylvesterabende in Wien zu, und jetzt? Heute auf hohen Rossen, morgen durch die Brust geschossen und prakticirender Landarzt zu Dziura!

Der Unterschied ist zwar nicht gross, aber gewaltig. Doch scheint unser Landarzt ans Einst ganz vergessen zu haben und geniesst die Gegenwart. Der orientalische Krieg, der Colorado-Käfer, die bevorstehenden Sonnenfinsternisse, die eventuelle Papstwahl und dergleichen mehr erbauliche Dinge werden im bunten Durcheinander vorgenommen und bearbeitet, und da bekanntlich Getränke nicht nur die Zungen, sondern auch die Harnblasen in Bewegung setzen, herrscht unter den Zechern ein staatsgrundsätzlich gestatteter Drang nach Freiheit, in Folge dessen man von Zeit zu Zeit authentische Witterungsberichte erhält, die weiter ihrerseits Anlass zu gelindem Aerger und zur Steigerung des Durstes geben.

Da ändert sich mit einem Schlage die Scene. Die Thür krächzt in den Angeln und herein tritt eine baumlange, bärtige Gestalt mit allen Merkmalen semitischer Abstammung behaftet. Dieser Mann in der Kasinohalle, als „kredenzende Hebe“ wohlbekannt, tritt dieses Mal in der antiken Eigenschaft eines Heroldes auf, welcher mit klar näselnder Stimme verkündet, dass ein Eilbote vom „Hofe“ zu *** an den Herrn Doctor entsandt, Einlass begehre.

Das Wonnegefühl des Schauers durchrieselt Mark und Bein des Arztes. Welch' andere Mission soll der Bote haben, als ihn in seiner Ruhe zu stören? Um Freudiges zu verkünden sucht man den Arzt nicht auf, da muss eine Hiobspost im Hintergrunde lauern.

Während der Arzt diesen traurigen Gedanken nachhing, schob sich zur Thür ein formloses weisses Wesen hinein, welches unter gar curiosen Bücklingen der Gesellschaft einen guten Abend entbot und dann sich anLeischig machte, dem Reinigungsgeschäfte der Nase obzuliegen, die im warmen Zimmer aufzuthauen schien.

Nach Vollbringung solch' anstrengender Arbeit, befreite sich der Besucher von einem Leintuche, das wie ein Schiffsseil um dessen Hals gewunden war, dann streifte er von sich ein zweites, welches wie ein Talar den Rücken umfangen hatte und er stand nun als wohlgenährtes Bäuerlein entpuppt da.

Nun erst schritt er auf den Herrn Doctor zu, und überreichte ihm unter blödem Lächeln eine versiegelte, recht angenehm duftende Schachtel, welche der „Hof“ zu * * * nebst Glückwunsch zum neuen Jahre übersandte.

Unser gute College biss sich zum Lohne für seine Schwarzseherei in die Zunge, beschenkte den Boten und entliess ihn mit dem Auftrage, der Herrschaft zu * * * Dank und Gruss zu überbringen. Schriftliche Antwort, fügte er hinzu, werde morgen folgen.

Das Bäuerlein trollte sich von dannen und die Gesellschaft belästigte die Denkorgane mit der Lösung des Räthsels, was wohl die Schachtel enthalten möge. . . . . . Man rieth hin und rieth her, endlich einigte man sich, dass man zwar Bestimmtes nicht angeben könne, allein so viel sei als gewiss anzunehmen, dass in der Schachtelhülle ein kostbares Präsent verborgen sein müsse, zumal da die Herrschaft, von der es komme, reich, und der Doctor sich erst jüngstens durch die glückliche Cur des schwer kranken Söhnleins derselben, grosse Verdienste erworben.

Der Aesculap hörte all' den Theoremen schmunzelnd zu, machte aber keine Miene, die Neugierde der Gesellschaft zu befriedigen. Wozu sollte auch alle Welt wissen, was er zum Neujahr erhalten? Im Inneren freute ihn das Geschenk übrigens so recht inniglich,

und er liess, um die geärgerten Zechgenossen in etwas zu versöhnen, einen guten Trunk auftischen. . . . . Den Wunsch des Apothekers nach der Hälfte des erhaltenen Geschenkes hörte er nicht, oder wollte ihn nicht hören.

Der Nachtwächter tutete soeben und verkündete mit einer Stimme, welche wenig musikalisches Talent verrieth, Mitternacht. Die Gesellschaft erhob sich, die Gläser klirrten und dieweil man sich ein glückliches Jahr gewünscht, musste der Magen, ohne zu wissen wie er dazu komme, die süsse Bürde noch eines überflüssigen Schluckes übernehmen. Armer Magen!

Noch einmal rief man sich auf der Gasse Glück zum neuen Jahre zu . . . ein eisiger Nord pfiff . . . und Ruhe herrschte am Ringplatze, Finsterniss im Kasino.

Im trauten Winkel des heimathlichen Herdes kroch der gute Doctor, um sich das Räthsel so bequem als möglich zu lösen, vorerst in den Schlafrock, zog dann die Schlafmütze über die Ohren, zündete der Lampen zwei an und schritt, im Lehnsessel gemächlich sitzend, an die Eröffnung der Schachtel. Die Decke war entfernt und Rosapapier, einen lieblichen Duft spendend, verhüllte das Geheimniss. Nun war auch dieses beseitigt und eine — dicke Lage alter Zeitungsbogen füllte den Gesichtskreis aus. Ein ärgerlicher Zug und eine mit Deckel wohlverwahrte Porcellanschale war an's Lampenlicht gefördert. Jetzt galt's . . . . offenbar barg die Schale den Kern. Neben ihr lag ein zart gefaltetes Billet. Doch noch sollte nicht das Geheimniss geoffenbart werden, gut Ding benöthigt eine frische Cigarre. Schliesslich glimmte auch diese, ein Ruck am Deckel der Schale — ja, wenn sich so ein Zipf der Schlafhaube einen räuberischen Ueberfall auf die Nase erlaubt, dann freilich ist das Sehvermögen beeinträchtigt. Bald ward aber der kühne Eindringling zurückgedrängt und Aesculap konnte seine Neugierde für befriedigt erklären:

„Entsetzlich waren die Düfte, o Gott,
„Die sich nachher erhuben;
„Es war als fegte man den Mist
„Aus sechsunddreissig Gruben;“ —

denn unten in der Schale Tiefen lag ein Häufchen Unglück, von dem das noch immer kranke Kind der Herrschaft zu * * * in seinem Innersten belästigt worden ist und das man nun, unter Schmerzen geboren, als etwas abweichend von der Norm, dem Kennerblicke des Arztes zur Prüfung übersandte, „der sich darauf gut verstehe“, wie es im Billet deutlich zu lesen war.

Der Apotheker wünschte die Hälfte vom Geschenk, meinte der Doctor gähnend beim Erwachen am Neujahrstage, dem Manne kann geholfen werden. Und er packte die Hälfte der Bescheerung in die Hälfte des parfümirten Papiers und überschickte sie dem Herrn Apotheker sammt Zettel, auf dem zu lesen war:

„Den Dank Herr, begehre ich nicht“!

EIN IRRTHUM — NICHT AUS IRRTHUM.

1.

Die bewährtesten Forscher der Vaterlandskunde wissen dem Dorfe Bukowa nichts Bemerkenswerthes nachzurühmen. Zu beiden Seiten einer Fahrstrasse, welche reichlichst mit den holden Untugenden der galizischen Landwege überhaupt behaftet ist, liegen zerstreut zwischen Aeckern und Gärten die friedlichen Hütten der autonomen Ortsbewohner. Die Holzhäuschen mit ihrer lobenswerthen Inclination zum Einstürzen und Verbrennen, verrathen sonst eine düstere Uniformität des Baustyls. Ueberall dieselben niederen, russigen Wände, dieselben Strohdächer mit üppiger Moos-Vegetation, dieselbe Kleinheit der Fenster und Hausthüren. Nur wenige Gebäude im Dorfe lassen ein wohlthuendes Abweichen von dieser rudimentären Architektonik constatiren, und hieher gehört vor Allem das wichtige Institut des Spirituosen-Verschleisses, das unentbehrliche Wirthshaus, bewohnt vom dicken Jankiel und seiner reizenden Ehehälfte Esther, dann das freundliche Kirchlein dort auf der Anhöhe, welches ländlich vornehm auf die Umgebung herabsieht, und schliesslich der „Palast" unweit der Kirche, dessen Giebel ein geharnischter Rittersmann ziert, welchem es obliegt, die Windrichtung anzugeben. Dieser sogenannte Palast, ein stockhoher, gelb angestrichener Bau, besitzt allerdings die Fähigkeit, das stehende Heer des Fürstenthums Monaco zu beherbergen, wird aber derzeit nur vom Eigenthümer, dem Grafen Wladimir in trauter Einsamkeit bewohnt.

Der edle Herr, eine nicht übel genährte Erscheinung von mittelgrossem Formate und mit entschiedener Anlage zum Schlag-

flusse, hatte es bisher sorgfältig vermieden, die wohlthätige Institution der Ehe auszubeuten, theils aus allgemein sanitären Gründen, welche ihm Gallen-Aufregungen nicht zuträglich erscheinen liessen, theils aber aus Standesrücksichten, welche ihm die dringliche Pflicht an's Herz legten, nur nach hohen Regionen auszulugen, und da ist die Schnee-Region nicht mehr ferne, da räumt auch Blümlein Wunderhold nur mehr Moosen und Kniehölzern den Platz ein.

Gelehrte Zeitgenossen, welche auf dem Gebiete der Heraldik nicht unbewandert sind, bemelden zwar, dass der Gipfel des Wladimir'schen Stammbaumes gerade nicht bis in die Nebel der grauen Vorzeit hineinragt; allein der Graf erlaubt sich eine gar stattliche Anzahl illustrer Ahnen anzuführen, und aus diesem Grunde verharrt er, wie gesagt, nicht nur im Stadium eines hochbetagten Junggesellen, sondern er meidet auch die vulgären Hantierungen des Bürgerthums. Obwohl Anhänger der christkatholischen Kirche, zeigt er sich nicht unempfindlich für manche der weisen Lehren Luther's, und um nicht ein Narr zu bleiben sein Lebelang, steht er zum Weine, namentlich in dessen edleren Sorten in cordialfreundschaftlichen Beziehungen, und heirathete er auch nicht, so veranlasst ihn doch ein angeborner Sinn für's Schöne und Nützliche, dem weiblichen Geschlechte „wilde“ Sympathien entgegenzutragen. Anstatt des Gesanges jedoch, zu dessen Executirung ihm die Eignung absolut mangelt, cultivirt er mit Ausdauer und Geschick die Kunstfertigkeiten des Kartenspieles und Waidwerkes — natürlich Alles zu seiner Zeit.

Der Tag, welchen die gelehrte Gilde der Kalendermacher dem heiligen Bartholomäus aus Kana in Galiläa einräumt, ist nicht roth angestrichen, gilt aber dennoch Männern von der Qualität Wladimir's als herzerfreuendes Fest, denn von da ab tritt das wilde Gethier des Waldes in die Altersclasse der Jagdtauglichkeit, das zierliche Reh wird bratenfähig und der an Furcht reiche Hase ist bereits einen Schuss Pulvers werth. Hinaus in Hain und Wald drängt es von da ab die „gewaltigen Jäger vor dem Herrn“, um entgegen allem Völkerrechte mit bewaffneter Hand in den Burgfrieden des Wildes einzubrechen und unter lustigem Halali und Büchsengeknatter

Trauer und Tod in die Familien der Füchse und Hasen, der Rehe und Wildschweine zu bringen. So manches Leben wird da geknickt, bevor es noch recht den Kinderhöschen entwachsen und mancher Greis erliegt dem Blei, weil ihn die Kraft der Lenden verlassen hat bei der Flucht.

Armes Wild! Es participirt eben am Rechte des Schwächern.

Die Gesellschaft, welche heute bei der Parforce-Jagd in den Revieren Wladimir's schier sich selbst zu Tode gehetzt hat, ist gefeit vor allen derartigen sentimentalen Schrullen. Wir begegnen hier einer von allen Schlacken der Weiberwelt freien Männergesellschaft, zusammengesetzt aus durchwegs landtäflich registrirten Herren, welche Familiennamen von „Klang“ haben, und mit Vorliebe nur auf den Vornamen hören. Der Doctor Julius muss sogar auf jedweden Namen verzichten, denn er wird gemeinhin nur „Docter“ genannt. Die Landtafel bewährt zwar bezüglich seiner Besitzungen ein unheimliches Schweigen, dafür aber ist er Inhaber einer langen Reihe berühmter Vorfahren, die es verstanden den Kindern und Kindeskindern grundbücherlich versicherte — Schulden zurückzulassen, so dass Julius „Schulden halber“ Arzt wurde.

Dr. Julius ist eine jener Erscheinungen, welche dem naturwissenschaftlichen Systeme der Hopfenstangen angehören. Hoch und schmal angelegt, wie er schon ist, weiss er diese seine natürlichen Anlagen durch eine enganliegende Tracht noch mehr zu erhöhen. Das im byzantinischen Styl gehaltene halbkugelförmige Hütchen trägt er überdiess stark in die Stirne gedrückt, und da er die übrigen Partieen des bartlosen Gesichtes in den weitläufigen Räumen der steif auf ihrem Standpunkte verharrenden Vatermörder unterzubringen bemüht ist, dringt nur seine Nase in die Oeffentlichkeit, welche von einem eleganten Pince-nez beritten wird.

Als „Holz vom selben Stamme“ geniesst er das Vergnügen einer standesgemässen Klientel. Auf allen Edelhöfen der Umgegend ist er stabiler Ober-, auch Unter-Leibarzt, wird mit dem trauten Du angesprochen, und bedient sich statt des R eines fashionablen U. „Es ueiten duei Ueiteu, zum Thoue hinaus.“

Die eben skizzirte Gesellschaft überlässt sich unter manierlichem Gepolter dem Vergnügen des Abends, das ihrer in den hellerleuchteten und wohlig durchwärmten Gemächern des Palastes von Bukowa harrte. Draussen ist es, gleichsam zur Erhöhung des Contrastes, recht unfreundlich. Schaurig heulend durchzieht ein schneidend kalter Nord die Finsterniss, welche ein würdiger Nachkomme des egyptischen Ahnherrn ist. Hundegebell aus der Ferne kommend, accompagnirt in unheimlicher Weise dem Aechzen des Rittersmannes auf dem Dachgiebel und die schwarze Wolkendecke, welche gleich einer riesigen Bleiplatte über der Erde schwebt, entleert sich in einem Gemisch von Regen und Schneeflocken, welche mit neckischem Muthwillen an die Fensterscheiben des Palastes schlagen, der den Jagdgenossen Wladimir's ein gastliches Obdach gewährt. — Und trotz dieser Ungunst der Witterung, trotz dieser Unfreundlichkeit des Novemberabends, scheut es ein zartes weibliches Wesen nicht, den knietiefen Morast des Dorfes zu durchwaten. Zwar keuchend, aber resignirt muthig schreitet die Gestalt vorwärts, endlich ist sie vor dem gräflichen Stammsitze angelangt, sie huscht ins Haus und verschwindet.

Die Hofhunde, sonst sittlich verwilderte Gesellen, welche es sich zum Lebensgrundsatz gemacht haben, einerlei ob Fussgänger oder Reiter zum mindesten durch laute Aeusserungen des Unwillens zu belästigen, begnügten sich jetzt damit, blos durch Schnuppern die Identität der Person zu constatiren und überliessen sich dann ihren contemplativen Studien. Die Fremde schien den Cerberusen eben nicht unbekannt zu sein, und sie gewährten ihr desshalb Freizügigkeit innerhalb der Gemarkungen des Palastes. Aus diesem Grunde ging auch das Ereigniss von der Ankunft des geheimnissvollen weiblichen Wesens an den zechenden Nimroden ungeahnt und unbemerkt vorüber.

Nachdem sie sich an den Bestandtheilen eines reichlichen Mahles gekräftigt hatten, war übrigens deren Aufmerksamkeit ganz absorbirt von dem Nützlichen und Interessanten einer eben so sinnigen als lärmenden Debatte. Da wurden die freudigen Familienereignisse in den Gestüten aus Nah' und Fern auf dem Wege der

mündlichen Ueberlieferung zur allgemeinen Kenntniss gebracht; dann kamen Jagderlebnisse, Berichte über Marktpreise und Kartoffelkrankheit auf's Tapet, und schliesslich erging man sich in dem unentwirrbaren Gestrüpp der Lüge, dieser ausschliesslich privilegirten Eigenthümlichkeit des Jägerstandes.

Die Discussion bewegte sich durchaus nicht in den geregelten Bahnen des Parlamentarismus. Alle machten von der ungebundensten Redefreiheit kräftiglichen Gebrauch, Alle lachten und Keiner hörte der Erzählung des Anderen zu. Und gleichsam als zierliche Arabeske zog sich durch die Conversation der Verlauf eines mit Sachkenntniss durchgeführten Pharaospieles, während bezaubernder Becherklang das musikalische Accompagnement bildete. —

Es ist eine nur natürliche Erscheinung, dass beim Andrange so vieler Geschäfte die momentane Abwesenheit des Hausherrn Wladimir Niemandem auffiel. Er weilte bereits geraume Zeit in einem Nebengemache und folgte mit sichtlichem Vergnügen der Erzählung eines weiblichen Besuches — der räthselhaften Gestalt, deren oben bereits Erwähnung geschehen ist.

Der edle Graf, offenbar unter dem Einflusse consumirter Spirituosen heiter gestimmt, sah mit schmunzelndem Wohlgefallen in das Gazellenauge der anmuthigen Frau, und zum Zeichen, dass er an ihren Worten Vergnügen gefunden, streichelte er ihr in sanfter Weise das Kinn, eilte aber gleich darauf zu einer Cassette und überreichte ihr, wie er ausdrücklich bemerkte, das gewünschte „Lösegeld“. Noch wickelte sich eine zärtliche Abschiedsscene mit obligatem Kusse ab, dann öffneten sich zwei Thüren, und während der Graf durch jene rechts zu seinen Gästen eilte, verschwand der Besuch auf der linken Seite, um bei Sturm und Schneegestöber den morastigen Weg durchs Dorf zurückzulegen.

2.

Weder Lust noch Freude herrscht in dem Winkel des kleinen galizischen Städtchens, wohin uns der Verlauf dieser wahrhaftigen Erzählung führt. Es ist diess jener eckigwinkelige, düstere und mit der Reinlichkeit auf unfreundlichem Fusse stehende Stadttheil, in

dem zur Feudalzeit und auch etwas später, die Juden des Ortes wohnen mussten, und den sie auch jetzt trotz des frischeren Freiheitshauches bevölkern. Sie thun es theils aus Vorliebe für einen pietätsduseligen Schlendrian, theils aber aus Opportunitäts-Rücksichten; denn hier stehen die nationalen Tempel Jehova's, hier befinden sich die confessionellen Lehranstalten, da wohnen auch die Celebritäten der Schriftgelehrsamkeit und des Cultus.

Das Häuschen, welches sich fest an die Ostwand der Synagoge anschmiegt, ist die jüdische Probstei. Hier hat der Rabbi Jehuda sammt zahlreicher Familie eine geräumige Stube zur Wohnstätte angewiesen, und dieses trauliche Gelass dient je nach Bedarf bald als Küche, Speisesalon und Empfangszimmer, bald aber als Schlafcabinet, Studirstube oder Gerichtssaal. Ja wohl, als Gerichtssaal; denn es gibt der Fälle gar viele, wo der Hebräer Galiziens die k. k. Gerichte sammt ihrem etwas bedächtigen Geschäftsgange mit geziemender Ehrfurcht beiseite liegen lässt und den strittigen Civilrechtsfall vor das Tribunal des Rabbinates zum Austrage bringt.

Der erwähnte Gerichtshof ist soeben in pleno versammelt. Den Ehrenplatz oben an dem Tische nimmt der Rabbi, ein kleines hageres Männchen ein. Sein Leib, der kaum mehr als ein Skelet mit einem pergamentähnlichen Hautüberzuge repräsentirt, ist gehüllt in schwarzglänzende Seidengewänder, welche in der Region der Hüfte von einem Gürtel umschlossen werden, der einstens weiss wie eine Lilie gewesen sein soll, und auf dem Kopfe trägt er eine schwarze Pelzmütze, nicht unähnlich einem Fässchen.

Streichelnd das Bärtchen mit den zwei feindlich auseinandergehenden Endigungen, sucht er im Commentar eines grossen Folianten Bescheid über manchen strittigen Punkt des vorliegenden Rechtsfalles, während die Votanten zu beiden Seiten des Tisches düster hinbrütend, Gott weiss worüber nachdenken. Im Hintergrunde vertreibt sich der Gerichtsdiener die Zeit mit der Executirung des weisen Rathes Shakespeare's; dass derjenige, den es juckt, sich nur kratzen möge, und an dem Tische in der Fenstervertiefung sitzt der Schreiber der Gemeinde, „Sofar“ zubenannt, dem es obliegt die Urkunde zu Papier zu bringen; denn weil der Talmud von der

Erfindung der Buchdruckerkunst noch keine Ahnung hatte, sind für die Gläubigen nur geschriebene Documente giltig. Jede Gemeinde besitzt daher einen oder mehrere derartige schreibkundige Gelehrte, die mit einer eigens präparirten Tinte und mit eigenthümlich zugestutzten Federn aus dem Flügel eines Truthahnes die Worte der Thora, wie nicht minder die Resolutionen und Bescheide des Rabbinates zu Pergament bringen. Diessmal verwendet der Schreiber seine Kunst dazu, um einen Scheidebrief fertig zu bringen.

Gar leicht ist die Production eines derartigen literarischen Werkes nicht; denn ist auch die Formel seit Jahrhunderten bereits vorräthig, so unterlaufen doch technische Schwierigkeiten beim Bekämpfen der Aufgabe. Das Elaborat muss beispielsweise in zwölf Zeilen untergebracht sein, und die Grösse der einzelnen Buchstaben darf durchaus nicht den Gesetzen einer geregelten Uniformität entsprechen; denn während der Talmud für manche der Lettern eine Gigantengrösse normirt, bestimmt er für andere einen Zwergwuchs. Mendel der „Sofar“ ist jedoch in allen diesen Satzungen wohlbewandert, und mit Zuhilfenahme der Zunge, die er bei besonders schwierigen Partieen zum linken Mundwinkel hinausreckt, bewältigt er bald die Arbeit.

Der Scheidebrief liegt nun fertig da, der Rabbi prüft denselben noch mit Kennerblick, während er ihn über glühenden Kohlen trocknet. Streusand darf man nicht anwenden, weil man es eben nicht darf, — dann überreicht er denselben dem Manne, welcher sein Eheweib scheiden will.

Der dicke Jankiel, Propinator von Bukowa, greift bebend nach dem ominösen Schriftstücke — er erblasst — wankt, doch bald rafft er sich zusammen, und mit den Worten: „Ich scheide dich“ schiebt er dasselbe seiner reizenden Esther in die Hand. Dem bärtigen Manne tritt eine Thräne in's Auge. Nur schwer entsagte er seinem Weibe, das er einst so sehr geliebt, allein er musste sich zu diesem Schritte bequemen. Der Graf Wladimir, sein gestrenger Grundherr, wünschte es, weil auch er Esther mit Liebe zugethan war . . . . Esther ihrerseits verdiente übrigens dieses Geschick, weil sie sich ausser ihres etwas leichten Lebenswandel,

noch mancher anderen Abirrungen von den Satzungen Mosi's zu Schulden kommen liess .... und Jankiel selbst konnte nicht anders handeln, nachdem ihm das verlangte „Lösegeld“ baar und richtig zugezählt worden war. Dass das Geld aus des Grafen Casse stammte, wusste er, und weil er es wusste, hatte es bei ihm einen erhöhten Werth. .... Vorderhand war der Nebenbuhler in Contribution gesetzt worden, und später — weiss man es? Gott ist gross und unerforschlich sind seine Rathschlüsse.

3.

Jankiel hatte also sein „Lösegeld“ und das Geld kam von seinem Nebenbuhler, dem Grafen.

Abgesehen von diesen Trostgründen einer realen Lebensanschauung, war auch sonst der Schmerz Jankiel's anscheinend kein tief in's Gemüth eingreifender. Sogar in den ersten Stunden, nachdem ihn das tragische Geschick ereilt, war er Mann genug, um auf einen jedweden Selbstmordgedanken in der selbstlosesten Weise verzichten zu können. Und als erst sechs Wochen in's Land gegangen waren, hatte bei ihm der Schmerz bereits längst ausgetobt und er war schon wieder durch Hymens Bande an ein weibliches Wesen gekettet, das sich zwar weniger anmuthig als Esther, dafür aber stabiler in seinen Herzensneigungen manifestirte. — Die frisch acquirirte Frau Jankiel's war eben so beschaffen, wie er sie sich nicht besser wünschen konnte. Sie verzichtete auf den eitlen Tand der sündhaften Welt, sie war eine gute Wirthin und ihr Gatte erhoffte vom allgütigen Schöpfer, dass sie einst — später — auch eine gute Mutter sein werde. Eine besondere Herzensfreude empfand Jankiel darob, dass bei seiner dermaligen Gesponsin der merkantilische Sinn in erfreulicher Weise entwickelt war, so zwar, dass sie beim Betriebe des weitverzweigten Spirituosen-Verschleisses en détail ganz gut der activen Intervention ihres Gemals entbehren konnte. Bei so bewandter Sachlage konnte sich der Propinations-Pächter von Bukowa anderen Geschäftszweigen widmen; denn er war nicht mehr wie früher an die Scholle des Wirthshauses gebunden, er durfte sich entfernen, wann er wollte,

wann er musste. Ja einmal war an ihn die Zwangslage herangetreten, wo er freiwillig auf einen ganzen Tag in die Verbannung hatte gehen müssen. —

Es war gerade zur Zeit, als der lustige Carneval im Lande herrschte. In der grossen Schenkstube des Wirthshauses, deren viereckige Gestalt sich einige Abweichungen von den Normen der Regelmässigkeit zu Schulden kommen liess, entfaltete die junge Frau eine fieberhafte Thätigkeit. Bald schob sie den langen Tisch zurecht, welcher zwischen zwei lendenlahmen Bänken an der Fensterwand postirt war, bald ordnete sie die Flaschen und Gläschen im Schränkchen dort hinter dem Holzgitter, bald aber trieb sie mit wenig Rücksicht auf die Sicherheit der eigenen Brustorgane die Dienerschaft zu einer mehr intensiven Action an, denn noch immer war das gebirgige Terrain des Fussbodens nicht entsprechend planirt, noch immer hatte man nicht den Haushahn, sammt Harem aus der Stube des Landes verwiesen, und noch immer machten die verschiedensten Waschrequisiten vom provisorischen Niederlassungsrechte im Restaurations-Salon einen ausgedehnten Gebrauch. Das Alles musste aber heute hinausbefördert werden, auch trat die Nothwendigkeit heran, die Zimmerdecke, welche von einer zahlreichen Spinnengeneration occupirt war, blank zu scheuern; denn es war ein Hochzeitsball angesagt, und die Gäste konnten jeden Augenblick eintreffen.

Nach und nach zog doch die Ordnung in die Schenkstube ein, und ehe der Tag zur Neige ging, ertönte lustiges Peitschengeknall, unzählige Leiterwagen hielten vor dem Wirthshause, und begleitet von Gesang, der den heiseren Kehlen der geladenen Jungfrauen entströmte, betraten die Hochzeitsgäste die Schenkstube des Wirthshauses.

Voran schritt der Starost, ein agricoler Bürger von Bukowa, mit starker Weinröthe im Antlitze und mit einem bebänderten Stabe in der mächtigen Rechten; diesem folgte die Musik-Capelle, bestehend aus zwei Musikern, deren einer eine Bassgeige bearbeitete, während der andere einer abgelebten Violine nationale Weisen entlockte. Die wenigen Variationen derselben wiederholen sich rasch

nach dem Gesetze des Nacheinander, das um so deutlicher wahrnehmbar, als der Bassist in fataler Weise hinkt. Diese mangelhafte Classicität der Musik verhindert jedoch nicht die bucolischen Jünglinge recht munter zu sein. Unter Gejohle stürzen sie in den Tanzsalon, und erst jetzt wird man des Brautpaares ansichtig, das inmitten der obligaten Brautführer und gefolgt von den heiseren Jungfrauen in die Schenkstube tritt.

Der Bräutigam ist in der Person des reichen, aber schon ältlichen Grundwirthes Valentin vertreten, und als Braut präsentirt sich . . . Esther oder eigentlich Magdalena, wie sie nunmehr genannt wird, seitdem sie zum christlichen Glauben übergetreten ist. Valentin, einst treuer Diener im Hause des Grafen Wladimir, hatte es verstanden, sich ein ansehnliches Vermögen zu erwerben, und da er des Witwenstandes überdrüssig geworden, führte er die schöne Magdalena als trautes Weib heim. Die Bedenken wegen der semitischen Abstammung derselben hatte der edle Graf zu verscheuchen gewusst — handelte er doch da im wohlverstandenen eigenen Interesse! Dass Jankiel das Abhalten einer Hochzeit in seiner Behausung gestattete, wäre in einem anderen Falle nicht unnatürlich, da es eben Sitte in Galizien ist, dass die bäuerlichen Heiraths-Festivitäten im Wirthshause stattfinden, aber die Feier der Verbindung seiner Esther mit Valentin unter seinem Dache begehen zu lassen, hätte er nie geduldet, wenn nicht auch da der Graf intervenirt, wenn er nicht als Herr dem Propinationspächter aufgetragen hätte, das Local den Hochzeitsgästen zur Benützung einzuräumen.

Jankiel fügte sich, da aber das jüdische Gesetz einem Manne es verbietet, mit einer geschiedenen Frau unter einem Dache zu weilen, emigrirte er auf die Dauer von 24 Stunden, und als er dann heimkehrte, war die Schenkstube wieder leer, dafür fand er aber die Lade gefüllt — es ging eben bei der Hochzeit hoch her; denn Valentin war reich und Wladimir hatte auch mit dem Dispositionsfonde nicht gekargt. . . . .

4.

Für Magdalena währten die Freuden dieses zweiten Ehestandes nicht zu lange. Valentin begann zu kränkeln und ehe ein Jahr um war, ging er ein zu den Vätern. Die Kinder aus seiner ersten Ehe traten die reiche Erbschaft an und Magdalena hätte zum Bettelstabe greifen müssen, wenn ihr nicht im gräflichen Schlosse die Stelle einer Wirthschafterin zu Theil geworden wäre.

Die gewesene jüdische Propinations-Pächterin, dann reiche Bäuerin legte jetzt Gewänder von einem mehr salonfähigen Schnitte an, und waltete mit stillem Fleisse und sittiger Häuslichkeit im Palaste als Wirthschafterin. Der Graf fügte sich mit Wohlgefallen in das neue Verhältniss. Ein unliebsamer Gast, Podagra zubenannt, hatte sich bei ihm eingestellt, er musste daher continuirlich am Herde seiner häuslichen Laren weilen, und da empfand er es erst, wie gut es sei, nicht allein dazustehen. Nein, er war nicht mehr allein, in den Gemächern wurde es mit den Jahren ziemlich lebhaft, und Magdalena wusste die Zeit so ökonomisch richtig auszunützen, dass sie nunmehr auch ihren Pflichten als — Mutter in musterhafter Weise nachkam.

Doch auch diessmal wollte ihr das Glück nicht gar lange lächeln. Eine bösartige Epidemie brach im Dorfe aus, Magdalena fühlte sich unwohl und kam auf's Krankenlager. Die Krankheit nahm trotz des Dr. Julius' ausgiebigen Hilfe rasch einen höchst betrübenden Verlauf. Bewusstlosigkeit stellte sich ein und Fieber-Phantasien beunruhigten die Patientin. Ein Gedanke schien sie in hervorragender Weise zu quälen — das Schicksal ihrer Kinder. Diese lieferten ihr während der Fieberträume den Gesprächsstoff, und bewusstlos wie sie war, sprach sie nur von der traurigen Zukunft, der die vaterlosen Waisen entgegengehen.

Der Graf, welcher am Schicksale der Leidenden den innigsten Antheil nahm, erschien häufig am Krankenlager derselben. Er hörte ihren Lamentationen zu, und suchte er auch jetzt noch mehr als bisher in der Flasche Trost und Schutz vor sentimentalen Anfechtungen, so blieb doch beim ewigen Phantasiren der Patientin vom Schicksale

ihrer Kinder sein Vaterherz nicht ungerührt. Jankiel, dem Propinator und Esther's Gatten „ausser Dienst“ schien ebenfalls die Krankheit Magdalena's nicht ganz gleichgiltig zu sein. Er suchte wiederholt den Dr. Julius auf, erkundigte sich bei ihm nach dem Befinden der Patientin und zwinkerte zeitweilig verdächtig lächelnd mit den Augen.

Unterdessen rückte die entscheidende Stunde der Krankheit mit Riesenschritten heran. Magdalena war nach dem feierlichen Ausspruche des Dr. Julius unrettbar verloren, und das einzige, was man ihr noch spenden konnte, war die letzte Oelung.

Gleichzeitig hatte aber der herbeigeholte Geistliche eine zweite Function zu verrichten. Der Graf war geröthet im Angesichte und mit beschleunigtem Athem an's Lager der Sterbenden getreten und auf den in lichten Momenten von der Kranken ausgesprochenen Wunsch, fand in Gegenwart zweier Zeugen zwischen ihm und Magdalena die Trauung statt.

Magdalena's selbst noch in der Todesstunde schöne Antlitz verklärte sich wie der Abendhimmel in den Strahlen der untergehenden Sonne. Sie hatte für einen Augenblick das Bewusstsein erlangt, um es bald wieder zu verlieren; und der Graf hinkte mit dem schönen Bewusstsein auf sein Zimmer, den Kindern der Wirthschafterin einen Vater für eine baldige todte Mutter gegeben zu haben. So etwas ist human und kann auch nicht schaden.

Ja wohl, Wladimir gab ihnen einen Vater, aber die Mutter — starb nicht. Die Tröstungen der Religion, wie der Trauungsact hatten eine zauberhafte Wirkung. — Neues Leben kam in den siechen Organismus, die Besserung hielt an, und Magdalena gesundete und verliess als Frau Gräfin das Krankenlager.

Graf Wladimir kam nach reiflicher Ueberlegung zur Ueberzeugung, dass er etwas voreilig gehandelt und es gab sogar Momente, in denen er sich des Gedankens nicht erwehren konnte, dass die quondam Haushälterin im Einverständnisse mit ihrem ärztlichen Beistande und vielleicht auch Jankiel's eine wohlangelegte Komödie gespielt. Schliesslich wurde beim Grafen die Vermuthung zur Gewissheit, dass Dr. Julius den Irrthum in der Vorhersage nicht aus Irrthum begangen. Diese Gewissheit pflegte

ihn in ein Stadium gelinder Raserei zu versetzen. Er wollte blos den Kindern einen Vater geben und am Ende gab er sich eine Gattin, welche den Glanz seiner illustren Ahnen durchwegs trübte — diese traurige Thatsache konnte er nicht verschmerzen. Er zog sich ganz gebrochen an Körper und Geist in die Einsamkeit seiner Gemächer zurück und versumpfte, während er sich am Nass der edlen Reben geistig aufzufrischen bemühte.

Magdalena war zwar Gräfin, aber nicht glücklich, Dr. Julius hingegen verlor das gräfliche Haus.

Jankiel seinerseits blinzelte mit der vergnügten Miene eines siegreichen Feldherrn auf die Wahlstatt zurück.

Dem Grafen hatte er es endlich doch heimgezahlt, und blieb er irgendwie noch in Obligo, so war er es dem Dr. Julius gegenüber. Diesem hatte er viel versprochen nie, und nimmer aber den Irrthum bezahlt, den er just nicht aus — Irrthum begangen!

EINE GROSSE ERBSCHAFT.

Das Jahr 1848 überraschte mich in der trauten Gesellschaft eines zarten Büchleins, welches mich mit den Uranfängen des griechischen Sprachschatzes bekannt machen sollte. Der Lehrplan der damaligen Zeit war noch nicht in starker Liebe zu den Schönheiten der Sprache Homer's entbrannt, und setzte desshalb nur eine dünnleibige Grammatik den Gymnasialschülern zur vierjährigen Dienstleistung vor; bei all' den Erleichterungen aber konnte mir der linguistische Wohllaut der Hellenen keine Sympathieen abgewinnen. Wusste ich auch, dass das „Aristos" als Superlativ von „agathos" ein allgemein gefühltes Bedürfniss für die Menschheit sei, weil wir ansonsten keine Aristokratie hätten, so konnte ich mich doch nicht mit der Existenzberechtigung des „Bebeka" als legitimen Nachkommen des Zeitwortes „baino" befreunden.

So verbrachte ich 1848 als Schüler der dritten Gymnasialclasse äusserst triste Weihnachtsferien. Im Monate Jänner hatten wir nämlich, Dank der ruthenischen Zeitrechnung, erst Weihnachten, und im Feber darauf keine rechte Lust, die Schule zu besuchen. Und im März? Hei! Da wurde es zeitlich Frühling in der Natur, und wie die Grossen munkelten, sollte dort weit in Wien ein Frühling der Freiheit angebrochen sein.

Freiheit ist ein Begriff gleich einem weiten elastischen Sacke, in den jeder seine Bedürfnisse hineinpackt. Wir Schulbeflissenen des Gymnasiums verliehen der Freiheit die in keinem Lexicon vorhergesehene Deutung; dass kein Staatsbürger vom sechsten Lebensjahre aufwärts zum Schulbesuche angehalten werden dürfe. Mit

dieser Votirung einer Gratislöhnung an Müssiggang, war den Vergehen gegen die öffentliche Ruhe, Thür und Thor angelweit geöffnet.

Zum Anführer der kleinen revolutionären Heldenschaar, welche ihrer Neigung zum Einschlagen von Fensterscheiben ebenso häufigen als erfolgreichen Ausdruck verlieh, proklamirte sich ein baumstarker Jüngling aus dem zweiten Jahrgange der Philosophie, der zum Zeichen seiner Würde einen gewaltigen Knorrenstrunk schwang, und um das demokratische Haarwerk des Hauptes eine Spange aus purem Messingblech gewunden hatte, gleich den griechischen Heroen, obgleich er weder Grieche noch Heros gewesen.

Laut Tagesbefehl dieses grossen Chefs der kleinen Jakobiner, musste jeder Knirps als äusseres Abzeichen des inneren Freiheitsdranges eine gewaltige Cocarde von weissrothen Bändern auf der Kopfbedeckung aufhissen. Um mich nun nach dem Reglement beflaggen zu können, unternahm ich eine Erforschungs-Expedition nach dem Inneren der Hutschachteln meiner lieben Mutter, und exploitirte dort just nicht zum Vortheile der vorräthigen Hauben und Hüte, die vorhandenen Bänderschätze.

Mein guter, leider schon gottseliger Vater, eine durchwegs conservativ angelegte Natur, erkannte schon in dieser einzigen communistischen Leistung einen ganzen Revolutionsherd in mir, und als ich vollends nach zweitägiger Abwesenheit vom Herde der heimathlichen Laren und Penaten ausgestattet, mit einer hochgradigen Aphonie und anderen Merkmalen patriotischen Eifers heimkehrte, wurde ich zufolge väterlichen Verdictes der Wohlthat für verlustig erklärt, Stiefel tragen zu dürfen, und solchergestalt indirect zur Internirung in der elterlichen Wohnung verdammt.

Ich weiss nicht, ob andere Erzeuger vaterländischer Rebellen in ebenso drastischer Weise die aufgeregten Jünger der Freiheit zur Raison brachten. — Die Ruhe und Ordnung ward bald hergestellt, eine stillschweigende Amnestie erging für Alle, so im Freiheitsrausche gesündigt, und wir hatten wieder Zeit, den Reizen des „Bebeka“ als legitimen Nachkommen des Zeitwortes „baino“ unverholenen Ausdruck zu verleihen. Es stehen mir leider keine statistischen Ausweise zur Verfügung, um die Scheffel Lichtes, welche

der Schulunterricht im Jahre 1848 verbreitet hat, detaillirt angeben zu können, jedenfalls dürfte die Zahl derselben keine exorbitant grosse gewesen sein. Das Institut der Nationalgarde trat in's Leben, eingekerkerte Patrioten wurden in Freiheit gesetzt, öffentliche Reden wurden gehalten, und kleine Keilereien zwischen Militär und Civil kamen in Mode. Da musste doch die kleine Welt dabei sein, um die Errungenschaft des „Vivat-Rufens" an den Mann zu bringen, um nach dem Tacte der Trommel die Beinchen zu heben, und um blaue Flecke für's Vaterland zu acquiriren bei Schlägereien, die schliesslich nur die Grossen angingen.

Unter solchen Wehen ging endlich das Schuljahr zu Ende, weil denn doch ein Schuljahr nicht in alle Ewigkeit fortdauern kann, und diesen Zeitpunkt benützte mein Vater dazu, mich in unauffälliger Weise dem aufregenden Treiben der rebellischen Kreisstadt zu entreissen; indem er mich zu seiner Erholung zu einem befreundeten Seelsorger in einem öden Karpathenorte schickte. —

Als Fahr-Vehikel stellte man mir eine grossmächtige Fuhre zur Verfügung, welche gespickt voll mit Branntweinfässern just nach Ungarn dirigirt war. An Sitzplätzen herrschte in den Räumen dieser Fahrgelegenheit gerade kein Ueberfluss, und so musste ich mich mit einem Plätzchen neben dem Wagen begnügen, zumal als nach der vernünftigen Auseinandersetzung des Rosselenkers, die Pferde bergan ohnehin ein schwer Stück Arbeit hätten, und bergab wieder das Wandern eine wahre Lust wäre.

So fuhr ich denn zu Fuss vorwärts und langte nach drei Tagen ermüdet und hungrig am Ziele an, wo ich beim Anblicke meines präsumtiven Gastgebers gleich vorweg den Appetit verlor.

Besagter Seelsorger gehörte in der streitenden Kirche zur Waffengattung der Hageren und Mageren, die bei ihren diversen Exercitien mit seltener Präcision Nacken und Hinterhaupt hinter dem himmelwärtsstrebenden Rockkragen und die Regenbogenhäute der Augen hinter den oberen Lidern zu verstecken wissen, so dass man sehr oft das Weisse der Augäpfel zu sehen bekömmt.

Hochwürden Faustin empfing mich, nachdem er das Recommandations-Schreiben meines Vaters gelesen, mit einem Wasserfall

von guten Lehren und ermahnte mich zum Gehorsam, zur Demuth und Gottesfurcht; denn „nur darin liege die Freiheit,“ fügte er im salbungsvollen Tone hinzu, und streichelte mir die Wängelchen. Da selbe aber von den überstandenen Strapazen etwas erwärmt sein mochten, rieth er mir an, einige Zeit Diät zu beobachten, da „Mässigkeit eine Tugend sei, welche allein die wahre Freiheit bedinge.“ —

Wahrscheinlich aus Liebe zu dieser Tugend verharrte Se. Hochwürden sein Lebelang im heiligen Junggesellenstande, obgleich er als Geistlicher ritus gräci ein Recht gehabt hätte, die Freuden der Ehe in legitimer Weise zu geniessen. So lebte er denn einsam auf einem Pfarrhofe fern vom Rummel des Jahres 1848, den er als Freund der Ruhe und der Macht von Gottes Gnaden, als Werk der Hölle bezeichnete.

Mit Gambetta hatte Pfarrer Faustin nur das — Blutspeien gemein, sonst aber trug er allen republikanisch oder gar anarchisch gefärbten Alluren einen Hass entgegen, den er höchstens nur noch jenen kleinen Nagethieren widmete, die als langgeschwänzte Gäste oft die Nachtruhe stören und ungeladen sich an den Mundvorräthen des Hauses erlaben.

Die Rebellen bekämpfte er in seinem Tusculum vorerst nur mit Worten, die Nager aber mit veritablen Fallen, an deren Vervollkommnung er mit lobenswerther Ausdauer arbeitete. Er hatte ein eigenes Museum für Mäusefallen eingerichtet, in dem Modelle äusserst sinnreicher Construction aufgestellt waren. Da jedoch der Pfarrhof fortan von besagtem Gethier wimmelte, schien es, dass die P. T. Mäuse all den geistreichen Combinationen ehrfurchtsvoll aus dem Wege gingen. Dagegen durfte man der Ueberzeugung Raum geben, dass sie für das einfach Gedachte zugänglicher wären.

Als hoffnungsvolles Knäblein, dem wie überhaupt dem Kinde die Welt nur als Zerstörungsobject für seinen Uebermuth erschaffen zu sein scheint, pflegte ich nicht ohne Glück den kleineren Erzeugnissen der Schöpfung nachzustellen. Solchermassen fiel es mir auch nicht schwer, mit Hilfe einer äusserst primitiven Maschine den Mäusen des Pfarrers Faustin ein Sedan zu bereiten, und Dank

dieser Meisterleistung, erhob er mich zur Würde eines wirklichen Bundesgenossen im Kriege gegen die Mäuse. Von da ab erfuhr meine Lage im Pfarrhause einige wesentliche Verbesserungen, zumal als auch die unterdessen eingetretene Obstreife im grossen Garten Sr. Hochwürden wesentlich zur Versüssung meiner Tage beitrug.

So verging der Sommer, und als der Herbst hereinbrach, steigerte sich abermals die politische Indisposition des Geistlichen Faustin bis zu einem Grade der Griesgrämigkeit, dass mich schier die Lust anwandelte, muthvoll in der Flucht mein Heil zu suchen.

Anlass zur Verstimmung meines Gastgebers gab eine Abart kriegerischen Treibens, welches plötzlich in den Karpathen auf die Tagesordnung gesetzt wurde.

Unweit derselben war nämlich ein Husaren-Regiment dislocirt. Die einzelnen Mitglieder dieses militärischen Vereines wichsten lange Zeit „laut Vorschrift“ ihre mächtigen Schnurrbärte, klirrten auch „reglementmässig“ mit den Sporen und fluchten, wie es edlen Ungarn schon ziemt. Als aber die Kunde von den Unruhen in ihrem Heimathslande zu ihnen hinüberdrang, entsagten sie diesen schönen Beschäftigungen des Friedens, kündeten den Gehorsam und zogen einzeln oder in kleinen Trupps zu den Ihrigen jenseits der Berge, um gegen die Fahne zu kämpfen, der sie Treue zugeschworen.

Schon diese Acte offenbarer Rebellion erregten das hochconservative Gemüth Faustin's in nicht geringem Masse, und als erst die braven Landleute förmliche Jagden auf die Deserteure anstellten und Kugeln durch die Luft schwirrten, welche bekanntlich selbst die wohlwollendste Neutralität nicht zu berücksichtigen pflegen, war die Ruhe und Ordnung im Inneren unseres Pfarrers in eine förmliche Anarchie ausgeartet.

Hochwürden Faustin betrieb eigentlich nie die Cultur männlicher Kühnheit, nun aber warf er sich gar der höchstpotenzirten Hasentugend in die Arme, und um ja nicht zur activen Dienstleistung beim Einfangen der Deserteure aufgeboten werden zu können, berief er meinen guten Vater, auf dass er kraft der ihm

als Arzt zustehenden Amtsgewalt, ihn zum Corps der — Siechen assentiren solle.

Unser Pfarrer avancirte demgemäss zu einem Kranken ad honores, und schlug als solcher mitsammt seiner weissen Schlafhaube, das Hauptquartier im Bette auf, vor welchem von da ab als Feldzeichen eine gewaltige Medicinflasche auf einem kleinen Tischchen figurirte.

Eines Abends, als gerade beide Freunde, der Kranke und der Arzt, das sündhafte Treiben der Welt einer eingehenden Besprechung unterzogen, und den Krieg wie das Kriegsgeschrei dort weit hinten in — — Ungarn reiflich erwogen, hinterbrachte die Köchin, dieses obligate Möbelstück eines jeden Pfarrhofes, die erschütternde Mähr, dass ein versprengter Husar in die Küche eingedrungen wäre und eine Herberge begehre, um der Verfolgung zu entgehen.

„Ein Husar!“ rief entsetzt der Pfarrer, und beklagte die Einrichtung der Natur, derzufolge es im Spätherbste nicht zu wettern pflege, und man dermassen nicht einmal einen soliden Blitz auf's Haupt eines Feindes mit Erfolg herabwünschen könne.

Nach einer Weile anständiger Betäubung raffte sich Se. Hochwürden zur That auf. Vorerst rügte er die Muthlosigkeit der Köchin, des Ferneren aber befahl er einen Landsturm zu organisiren, um den eingedrungenen Feind kräftigst über die Grenze des Hausfriedens zu werfen.

Die Jungfrau Köchin, resolut wie sie schon war, eilte, um mit Hilfe ihrer und der Nachbarn Kinder zu thun, wie ihr befohlen ward; allein das Streitobject fehlte, der Husar war verschwunden.

. . . .

Der Friede zog wieder in's Gemäuer der Pfarrers-Wohnung ein, und diesen Frieden hatte ich, der in der Verbannung lebende Unruhestifter, fertig gebracht; indem ich in einem unbewachten Augenblicke den gehetzten Soldaten auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam machte und ihn in einem sicheren Versteck unterbrachte.

Drei Tage lang kauerte der bedauernswerthe Mann in einem leeren Mehlkasten am Dachboden, durch drei Tage trat ich ihm meine Rationen ab, und als die vierte Nacht hereinbrach, huschte ich wieder als Rabe in der Wüste zum Schützling auf dem Dach-

boden, steckte ihm den Baarfond meiner Privat-Chatouille bestehend aus einem Dreikreuzerstück, ein Laib Brodes und etwas Obst zu, und führte ihn durch eine Hinterthür in's Freie. Der Graukopf, grau war bereits der Mann, sprach kein Wort. Eine Thräne flimmerte in seinem Auge, er küsste mich und verschwand in der Finsterniss der Nacht. Ich aber wischte zuerst seine Thräne von meiner Stirne und dann aus den Wimpern meine Thräne, die mir die Freude ausgepresst. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Um den Frieden dauernd zu begründen, führt man blutige Kriege, und um Gut und Leben der Menschen zu beschützen, vernichtet man es, einmal aus politischen, das andere Mal aber aus strategischen Gründen, und damit das Kind einen plausiblen Namen habe, bezeichnet man alle diese Vorgänge als historische Nothwendigkeit einer weisen Staatsraison. Es fällt uns nicht ein, irgend welche Kritik zu üben. Wir enthalten uns auch einer jeden Aeusserung des Missfallens oder Ergötzens, und zwar ebenfalls wegen der Nothwendigkeit einer weisen Privatraison! Soviel jedoch glauben wir übel vermerken zu dürfen, dass „die historische Nothwendigkeit einer weisen Staatsraison“ in unseren Tagen denn doch öfter einzutreten pflegt, als es die geraden Glieder der Menschheit vertragen können. —

Es vergeht fast kein Jahr mehr, das nicht seine kriegerischen Ereignisse hätte. Bald zuckt es im Norden, bald im Süden, überall endigen die Metzeleien mit der Proclamirung eines „ewigen“ Friedens und als Schlusstableau haben wir den ewigen Krieg!

Auch im Jahre 1864 hatten kosmopolitische Patrioten die angenehme Gelegenheit, den süssen Tod für's Vaterland zu finden, und eine europäische Grossmacht, welche die Humanität in Pacht genommen, schaffte mit Hilfe eines regelrechten Krieges, Frieden.

Die gefallenen Gegner wurden auch conform den schönen Satzungen der Humanität ohneweiters begraben, da man aber den blos Verwundeten aus humanitären Gründen vor deren Beerdigung mit Hilfe von Bleikugeln und Stricken zum Tode zu verhelfen pflegte, sahen sich Letztere veranlasst, in Wäldern und Bauernhütten Asyle zur Rettung des nackten Lebens aufzusuchen.

Einem dieser Unglücklichen begegnen wir in einem Erlengehölz. Im Grase liegt ein wettergebräunter Mann mit dem Stempel unsäglichen Schmerzes in den Gesichtszügen. Eine Kugel hatte ihm einen Arm zerschmettert, und zahllose Bajonnetwunden bedecken den übrigen Körper.

Eingeladen, den Verwundeten „im Walde“ Hilfe zu leisten, trat ich in's Erlengehölz. Als ich da des Kranken ansichtig wurde, tauchte eine Erinnerung aus meinen Kinderjahren, ein Traum aus längst verklungenen schönen Tagen vor mir auf. Ja er war es, der Husar, den ein Trieb, ein inneres Bedürfniss stets dorthin zu jagen schien, wo für die Freiheit geblutet wurde. Faustin ruhte bereits längst im kühlen Grabe, aber der unheimliche Gast seines Mehlkastens lebte, wie er einst leibte hier im Walde. Wenn ich der Herrscher einer grossen geeinigten Nation wäre, würde ich mir vor Allem Ruhe mit Nachsicht des Doctortitels verleihen, und dann würde ich zur Ehre des Allmächtigen ausrufen: Welch' wunderbare Fügung Gottes!

Der Kranke stierte, ja er glotzte mich an, und reichte mir wehmüthig lächelnd die gesunde Hand. „Baratom — Knobe aus Forrhaus!“ — stöhnte er, und wieder flimmerte eine Thräne in seinem Auge . . . . auch mir wurde es weinerlich zu Muthe, ich dachte an Faustin und den Hunger, den er mir gastfreundlichst gewährte. —

Da im Walde keines Kurirens war, versah ich die für's Vaterland Blutenden mit Nothverbänden, und veranlasste deren Transferirung in's nächste Spital auf neutralem Gebiete. Bevor man den Husaren auf den Wagen hob, übergab er mir ein ziemlich umfangreiches gefülltes Säckchen, das er am Halse trug, und raunte mir einige Worte in's Ohr . . . . . . Ich strich dem Kranken die grauen Haare aus der Stirne, und nickte ihm freundlich zu. . . . . . .

Noch hatte ich nicht recht meinen Fuss auf den heimathlichen Boden gesetzt, wurde ich auch schon allseitig beneidet, und als gar wenige Tage darauf der verwundete Husar das Zeitliche segnete, wurde ich von Freunden, die plötzlich nach Hunderten

zählten, zur grossen Erbschaft, die ich gemacht, herzlichst beglückwünscht. . . . .

Ich aber eilte zum Leichenbegängnisse des einstigen Husaren, und bevor man den Sarg schloss, schob ich das Säckchen, welches er mir anvertraut, unter dessen Haupt — das Säckchen, welches mit ungarischer Erde gefüllt war, und auf der er zu ruhen wünschte, wie er mir zugeraunt.

Ruhe sanft auf deiner Ungarerde, heldenmüthiger Pusstasohn, und leicht sei dir die Polenerde, für die du geblutet, mich aber o Welt, sprich frei von der grossen Erbschaft.

Ein Arzt ererbt von seinen Patienten höchstens eine — schwere Krankheit!

EINE HIMMELFAHRT.

Der December würde jedenfalls eine qualitativ lobenswerthe Sorte von Tagen produciren, wenn er so auf den Juni oder Juli fiele. Die Genossenschaft der bürgerlichen Kalendermacher hatte aber in einem Anfalle wunderbarer Verkennung der menschlichen Bedürfnisse, besagten Monat in jene Gegend des Jahres verpflanzt, welche nach dem weisen Plane der Schöpfung, reichlichst mit Merkmalen liebenswürdiger Unausstehlichkeit ausgestattet ist. Die Annalen der Vaterlandskunde verzeichnen als solche: kurze trübe Tage, Aequinoctialstürme, wie nicht minder eine Massenproduction von Schneeverwehungen, Concerten und Rheumatismen, so dass gesittete und rechtlich denkende Menschen, Anspruch auf Missbehagen, und stempelfreie Selbstmordgedanken erheben dürfen.

Das Jahr 1877, sonst ausgezeichnet durch die Befreiung der Balkan-Christen vom Joche des — Lebens und der häuslichen Ruhe, war namentlich am Rande seiner Lebenstage dem Gedeihen verdriesslicher Gemüthsstimmungen unter den Diplomaten förderlich, und es will mir durchaus nicht einleuchten, warum gerade meine Wenigkeit, die schliesslich auch nicht weiss, was der Morgen bringt, an der allgemein herrschenden üblen Laune nicht hätte participiren sollen, zumal am Weihnachtsabende, wo mir ein seltsames Abenteuer der vergangenen Nacht zu einer ausgiebigen Schläfrigkeit verholfen.

Verlässliche Quellen wissen hierüber Nachstehendes zu berichten.

Nacht war über das irdische Jammerthal gebreitet und ich pflog soeben mit dem guten Morpheus recht lebhafte Unterhandlungen

wegen Aufnahme in dessen Arme, als an der Glocke, welche von meinem Schlafzimmer auf die Gasse geht, wüthend gerissen wurde. Der Diener dehnte und reckte sich, er gähnte und während er als Parenthese einige Flüche kerniger Natur einschaltete, sah er nach, was es gebe, um die frohe Kunde zu hinterbringen, dass er nichts gesehen. Ein abgewendetes Unheil erfüllt bekanntlich mit mehr Behagen, als zehn vollbrachte Unannehmlichkeiten es zu thun vermögen, und so machte ich mich daran, die Fortsetzung der Nachtruhe auf der zweiten Körperseite zu executiren. Anders die Glocke. Dieser schien ein jedes Bedürfniss für eine solide bürgerliche Nachtruhe abhanden gekommen zu sein; denn sie entfaltete fortab eine solche Agilität, dass es des Gebimmels kein Ende gab. Unter solchen, den Schlaf keineswegs fördernden Auspicien, fasste ich den kühnen Entschluss, mich selbst zu einem Corps zu concentriren und auf Recognoscirung zu entsenden. Es währte wohl einige Zeit, bis ich die Oeffnung der Nachtmütze entdeckte, doch wer sucht, der findet, und nach einer Reihe complicirter Evolutionen, gelangte ich an's Fenster, wo ich das Observatorium behufs Erforschung der Vorgänge am Glockenzuge da unten aufschlug. — Ruhe herrschte in den Strassen, ein Vierfüssler, dem treuen Hundegeschlechte angehörig, huschte vorüber, sonst war kein Mensch zu sehen, und die Klingel verharrte im Zustande rühmenswerther Stabilität. Kobolde und nicht Menschen schienen früher an ihr gekrabbelt zu haben. Bald kam ich jedoch auch von dieser Muthmassung ab, indem eine vieljährige Beobachtung meiner Umgebung, durchaus nicht den Glauben an die Existenz von Geistern in mir aufkommen liess. Eine Beute gewaltigen Ingrimmes, suchte ich das Lager mit dem festen Vorsatze auf, alle Glocken der Welt und noch einige dazu in die Hölle zu wünschen. Was nützen aber die schönsten Vorsätze, wenn das Verhängniss in die Action eingreift? Es verstrich keine Viertelstunde und die Glocke begann abermals und wieder ihr jämmerliches Wimmern, und von da ab hörte sie nicht auf, ihre gellenden Weisen bis zum Anbruch des Tages ertönen zu lassen. — Erst eine gewissenhafte commissionelle Erhebung am frühen Morgen ergab den folgenden Thatbestand.

Ein zweibeiniges Product der Schöpfung aus dem Genus Mensch, hatte in einem Anfalle doppelläufiger Dummheit ein Fragment vom Knochengerüste eines Wiederkäuers an der Handhabe des Glockenzuges befestigt, so dass die sinnlichen Begierden der im Freien lustwandelnden Hunde in bedenklicher Weise angeregt wurden. Jedes Einzelexemplar dieser Vierfüssler war natürlich von der Lust beseelt, in den ausschliesslichen Besitz besagter Knochen-Delicatesse zu gelangen, und so oft es zu einem forcirten Angriffe auf selbe kam, gerieth die Klingel in schallende Bewegung, und mein Schlaf ging trauernd in die Verbannung.

Nach solch' historischen Vorfällen hatten wohl Missbehagen und schläfrige Abgespanntheit ihre Berechtigung, und da man üble Launen ebenso wenig wie Unwissenheit gerne zur Schau trägt, constituirte ich mich zu einer Generalversammlung und fasste mit Stimmenmehrheit den Entschluss, den Weihnachtsabend im Kreise der häuslichen Langweile zuzubringen. Die erste Beschäftigung nach diesem Entschlusse war eine gewissenhafte Cernirung der Südfronte des Ofens und angeheimelt vom Säuseln, Zischen und Knistern der lodernden Flammen, gestattete ich den Gedanken die Freuden passloser Freizügigkeit.

Wie Schmetterlinge von Blume zu Blume, flogen diese zu den aus dem Wuste absolvirter Jahre hervorragenden Ereignissen. Ich dachte an Dieses, an Jenes und schliesslich an Nichts, wie es auch grosse Männer zu thun pflegen, als sich plötzlich unter heillosem Gepolter und Lärm die Zimmerthür öffnete, und hinkend, wankend und stolpernd eine Reihe solcher Individuen hereinwälzte, welche bereits längst das Zeitliche gesegnet und im kühlen Grabe ihre Ruhestätte gefunden hatten. Ja der Volksglaube, welcher das wahre Leben erst nach dem Tode beginnen lässt, erschien mir da durchaus als kein leerer Wahn. Sie lebten all' die Todten und entwickelten eine solche rhetorische Begabung, wie selbe kaum glänzender bei jenen Damen anzutreffen ist, welche auf dem Forum dem Kleinhandel in Grünwaaren obliegen. Keifend und scheltend, kreischend und pipend, verlangten sie von mir, dem Arzte, Rechenschaft, warum sie unter die Erde gekommen, und molestirten mich

überdiess mit einer Reihe anderer unsinniger Fragen, die ich nicht erst „im Zeitungsblatte“ melden will, da man sie täglich von den Lebenden schaudernd selbst hören kann. Auch nach dem Tode mangelnde Einsicht, auch nach dem Tode bleiben die Menschen — Menschen! Beim Gesunden der Kranken hat die Vorsehung Hilfe gespendet und bei Sterbefällen hat es der Arzt verschuldet. Ein altes Lied, ein trauriges Lied, das leider gleichzeitig mit der Beschränktheit zu Grabe getragen werden wird, d. h. zehn Jahre nach der Ewigkeit.

Die Gäste aus der Unterwelt gingen weiter, als es die Lebendigen zu thun pflegen, sie beschränkten sich nicht allein auf den wenn auch etwas massiven Wortkampf. Dieser stellte sich in der Folge vielmehr als ein leidiger Notenwechsel heraus, dem bekanntlich in der diplomatischen Welt ein veritabler Krieg zu folgen pflegt. Immer mehr rückten die Schatten heran, ich fühlte nicht ohne Gruseln die kalten, wächsernen Finger, der Boden schwand unter meinen Füssen, und fort ging es in der Direction nach Oben, wo ich vor einem höheren Gerichtscollegium Rechenschaft ablegen sollte. Die absonderliche Luftfahrt ging mit rasender Schnelligkeit vor sich, und ehe man sich's versah, standen wir vor den Pforten des — Himmels. Man sieht daraus, dass der Weg zum Himmel durchaus nicht steil oder gar beschwerlich ist, wie Weiber und andere gelehrte Herren wissen wollen.

Der heil. Petrus hatte noch am Christbaume zu schaffen, und er liess sich daher durch irgend einen pensionirten Engel vertreten. Höflich öffnete dieser das Himmelsthor und liess uns insgesammt eintreten, ohne nach einem Reisepass zu fragen, oder irgend welche Abgabe abzufordern; jedenfalls eine himmlische Einrichtung!

Wie es einem Touristen ziemt, schritt ich bald nach meiner Ankunft in der neuen Welt zur Erforschnng von Land und Leuten, und ich konnte gleich die freudige Thatsache constatiren, dass es da andere Sitten und Gebräuche, andere sociale Verhältnisse wie hienieden gebe. Vor Allem verdient das musterhafte Einhalten der Gewerbeordnung lobenswerthe Erwähnung. Jeder executirt mit Fleiss und Ausdauer das erlernte Handwerk und keiner erlaubt sich Ueber-

griffe auf das Thätigkeitsgebiet Anderer. Glaubwürdige Engel versicherten mir, dass es im Himmel noch nie geschehen, dass ein Fussbekleider irgend einen Leibschaden hätte kuriren wollen, und sogar die Damen älteren Datums müssen hier dem Vergnügen der Medicamentenbereitung entsagen, wo hingegen es ihnen unbenommen bleibt, die Zeit mit Kartenlegen, Beten und Zahnschmerzen sich zu vertreiben.

Solchergestalt kommt es, dass der Sanitätsdienst einzig und allein auf den Schultern der dasigen Aerzte lastet, den sie übrigens mit Liebe und Lust nach den Satzungen einer gesunden Sanitätsorganisation ausüben. Die diessbezüglichen Gesetze, Normen und Verordnungen machten freilich keine hundertjährige Vorbereitungsstadien durch, sie wurden auch nicht in den Archiven der Beize einer gründlichen Durchstäubung unterzogen, sie erlebten schliesslich keine Genehmigung beider Häuser, dafür wurden sie publicirt, und werden pünktlich durchgeführt.

Nach der himmlischen Medicinal-Gesetzgebung zerfallen die Aerzte in öffentlich angestellte und in privatpraktícirende, und jene wie diese entbehren eines jeden Grundes zur Klage. Gehalte und Bestallungen mit 157½ fl. jährlich, kommen wohl oben ebenso gut wie unten vor, allein derartige Dotirungen sind dort nur für jene Männer vorbehalten, die sich durch's Reinigen von Schuhwerk oder als Hüter der Thore der Menschheit nützlich erweisen. Aerzte hingegen müssen es schon dulden, dass man sie den besseren, ja sogar den gelehrten Sorten zuzählt und ihnen zu einer Existenz verhilft, die besser als jene eines heldenmüthigen Compagnie-Commandanten auf Erden ist. Welch' wunderbare Grundsätze bei der Normirung der Gehalte unserer himmlischen Collegen massgebend waren, wollen wir nicht angeben, weil wir es selbst nicht wissen, so viel steht aber fest, dass Letztere den Kummer der Nahrungssorge nicht kennen, und auf den Stufen der socialen Rangordnung eine Stellung einnehmen, welche sich durchaus nicht der Nachbarschaft mit dem Nullpunkte erfreut.

Die Privatärzte im Himmel bewohnen durchwegs eigene Häuser, fahren in eigenen Equipagen, erfreuen sich stets der besten Laune,

besitzen Wörterbücher, aus denen das Wort Hungertod gestrichen ist und sind nicht erst bemüssigt, die kostbare Zeit mit schriftlichen Conto- und Mahnübungen zu vertrödeln; denn im Himmel kennt man keine Schuld!

Es wäre ein gewaltiger Irrglaube, wollte man auf Grundlage des soeben mit officiöser Wahrheitstreue Mitgetheilten annehmen, dass die Zahl der Aerzte in den himmlischen Räumen eine geringe. Wie auf Erden herrscht auch über den Wolken kein Mangel an diesem Artikel. Ja, die Abundanz an Aerzten im Himmel ist sogar eine sehr grosse. Hat auch einer oder der andere der Herren, welcher im irdischen Jammerthale als sogenannter „Heilkünstler" gegolten, nach seinem Einzuge in die hehren Räume des ewigen Lebens, diese seine Eigenschaft aus Rechtsgründen ablegen müssen, so sammelte sich doch im Laufe der Zeiten das Sanitätspersonale bedeutend an und die ärztliche Kunst ist dort durch gediegene Exemplare aller Jahrhunderte vertreten. Und trotz dieses bunten Gemisches ist das collegiale Zusammenleben ein wahrhaft paradiesisches. Die alten Herren benützen nicht die Achseln, um über selbe auf jüngere Collegen herabzusehen, und diese haben es längst verlernt in jenen Abkömmlinge des Thieres zu vermuthen, auf dem einst der Herr seinen Einzug nach Jerusalem gehalten. Die „Alten" achten die „Jungen" und die „Jungen" ehren die „Alten", dafür lassen die Letzteren nicht den Erstbesten aus ihrer Mitte über Rigorosenordnung, Studienorganisation u. dgl., im Doctorencollegium Reden halten, welche wie die Bandwürmer lang, aber auch — platt wie diese sind. — Diese zarte Rücksicht findet der Entgeltung genug in dem Umstande, dass ihnen nicht am Krankenbette „verrottete" Ansichten vorgeworfen werden, und dass man nicht dahin strebt, sie mit Hilfe von Mäklern und Zeitungs-Annoncen auf den Aussterbeetat zu setzen. Dagegen hat es sich ereignet, dass ein „Alter" einem „Jungen" Mangel an Erfahrung und eine verwerfliche Spielerei mit den Errungenschaften der neuen Schule vorgeworfen. Zur Strafe hiefür wurde er für ewige Zeiten aus der Gemeinschaft der Aerzte gestossen, und zum abschreckenden Beispiele zu einem — Ostbahn-Actionär ernannt. Der Erzengel Gabriel erzählte diess beim Nachmittags-Kaffee und ein

solcher Mann verdient doch Glauben! Eine andere Historie, die Selbstüberhebung eines gewesenen Professors betreffend, stammt aus ähnlich verlässlicher Quelle, und verdient mitgetheilt zu werden. Besagter Professor hatte es sich durch jahrelanges Verweilen auf dem Katheder zur lieblichen Gewohnheit gemacht, auf die Heilkünstler im Allgemeinen und auf jene in der Provinz insbesondere nicht ohne Geringschätzung herabzusehen. Zur Strafe hiefür erschien ein Gesetz, welches anbefiehlt, dass alljährlich ein Garnisonswechsel Platz zu greifen habe, in der Weise, dass die Herren Professoren theilweise in die Provinz zu gehen haben, um da die Annehmlichkeiten der Landpraxis in vollen Zügen geniessen zu können, wo hingegen eine entsprechende Anzahl Landärzte nach den Universitätsstädten transferirt wird, um da die Mühseligkeiten der hohen Gagen und geringfügigen Leistungen zu ertragen. Von da ab hat die collegiale Harmonie auch in dieser Richtung keine Trübung erfahren . . .

Schwerer ging die Sache, wie der Erzengel Michael hinzufügte, bei der Ordnung des collegialen Verhältnisses zwischen Civil- und Militärärzten. Manche der Letzteren wollten, wahrscheinlich verleitet durch eine langjährige üble Gewohnheit früherer Tage, in dem Säbel an der Seite ein Plus an Wissen, und somit einen genügenden Grund . . . . .

Der heil. Petrus hatte es erst jetzt herausgebracht, dass für meine Wenigkeit derzeit noch kein Plätzchen im Himmel angewiesen. Er öffnete die Pforte und ich — — — — erwachte. Ich hatte einen merkwürdigen Traum als Christbaum-Bescheerung. Wozu ich ihn hier mitgetheilt?

Theuerer Leser! Die Reise in den Himmel mögest du noch auf viele — viele Jahre hinausschieben, dagegen wünsche ich dir ärztliche Verhältnisse und Zustände wie im Himmel, so auf Erden.

Druck von W. Stein, I. Bauernmarkt 11 (Wildpretmarkt 8).



